

Johannes Calvin

(1509—1564)

Daß von Calvins Tätigkeit nicht nur auf religiös-kirchlichem, sondern auch auf poli­tischem Gebiet bedeutende Wirkungen in die Weite ausgegangen sind, ist jedem Ge­schichtskundigen in großen Zügen vertraut. Weit weniger bekannt ist Calvin als Mensch und Persönlichkeit, der diese Wirkungen von weltgeschichtlichem Ausmaß mit un­geheurer Willens- und Glaubenskraft sei­nem schwachen Körper abgerungen hat. Allzuoft stellt man sich den Schweizer Re­formator nur als starren Dogmatiker von fanatischer Strenge und Unbeugsamkeit vor. Es ist daher verdienstvoll, daß in der vorliegenden Darstellung unter weitgehen­der Verwendung der Schriften und Briefe Calvins sein Bild als Prediger, Gelehrter, Richter und Politiker, als Wortführer des Protestantismus, Seelsorger und Mensch gezeichnet wird, um aus der vertieften Kenntnis der Gesamtpersönlichkeit die Ausstrahlungen seiner Tätigkeit über Län­der und Jahrhunderte desto besser zu be­greifen. Dem Verfasser ist es gelungen, lebendig und allgemeinverständlich, dabei wissenschaftlich zuverlässig und ohne dem rein Biographischen ein Übergewicht ein­zuräumen, die achtunggebietende Gestalt Calvins im Rahmen der großen Kämpfe mit der katholischen Kirche und der klä­renden Auseinandersetzungen innerhalb des protestantischen Lagers deutlich zu machen.

Johannes Calvin

Wortführer des Protestantismus

Von

Günter Gloede

4. Auflage



RUNNEN=VERLAG • GIESSEN UND BASEL

Band 139/140 der Sammlung  
„Zeugen des gegenwärtigen Gottes“

INHALTSVERZEICHNIS

[Das Werden 3](#bookmark2)

[Fühlungnahme und erster Vorstoß 9](#bookmark3)

[Genf — Straßburg — Genf 22](#bookmark4)

[Eine vielseitige Persönlichkeit 45](#bookmark5)

© 1959 by Brunnen-Verlag, Gießen  
Prlnted ln Germany

Gesamtherstellung: BuchdruckerelH. Rathmann, Marburg a.d.L.

Das Werden

Was mag Louis de Hangest-Monmort, einen nord- französischen Ritter, etwa um das Jahr 1520 bestimmt haben, seinen beiden Söhnen einen Knaben namens Jean Cauvin als Spielkameraden und Lerngefährten zuzugesellen? Gab es nicht unter den Standesgenossen oder gar in der eigenen Verwandtschaft Gleichaltrige genug? Da war zum Beispiel der prächtige Neffe, den man gern im Landschloß sah. Gewiß hatte Charles de Hangest, regierender Bischof von Noyon, ihm diesen Knaben Jean durchaus empfehlen können. Und was ein Pair von Frankreich sagt, muß wohl schon seine Gründe haben! Aber hatte er nicht selber immer mehr Gefallen gerade an diesem Jungen gefunden, so daß aus einem gelegentlichen Besucher nun ein ständiger Hausgast ge­worden war? Weil er den guten Einfluß auf den Eifer seiner eigenen Kinder sah, ließ er Jean Cauvin auch an dem Hausunterricht teilnehmen, der die Knaben für die höhere Schule vorbereiten sollte, die mehr bot, als die benachbarte lärmende Kleinstadtschule oder ein ge­drechselter Hauslehrer zu geben wußte.

Ritt man von dem Landschloß der Monmorts durch die Kastanienallee ein mäßiges Stüde in die leichtge­wellte Landschaft der Picardie hinaus, so sah man als­bald hinter einer baumbestandenen Hügelkette den hohen Doppelturm einer mächtigen Kirche auf tauchen. Die südliche Turmspitze überragte um eine halbe Helm­höhe deutlich ihre linke Nachbarin. Beide sahen auf eine friedliche, in Gärten gebettete Kleinstadt herab, die Bischofsresidenz zu Noyon. Kam man näher an die Stadt heran, so sah man hinter einem mäßig hohen Mauerwall gleich Reisern an der Wurzel eines Baumes andere Kirditürmlein neben der Kathedrale aufschießen.

In einer dieser kleinen Kirchen, Sainte Godeberte, wurde am 10. Juli 1509 Jean Cauvin als zweites Kind des Görard Cauvin aus der Taufe gehoben. Der Jüng-

3

ling nannte sich später Johannes Calvinus, indem er der Sitte der Zeit gemäß seinen Namen ins Lateinische übertrug. Sein Vaterhaus am Kornplatz stand nicht weit vom Dom; denn sein Vater gehörte in den enge­ren Bereich der bischöflichen Residenz. Durch seine Geschicklichkeit hatte Gerard Cauvin, ein Landkind aus dem nahen Pont-l’Eveque, sich zum Verwaltungs­beamten des bischöflichen Kapitels und Grafschafts- Rechnungsführer emporgearbeitet. Er genoß das Ver­trauen seiner Mitbürger, die ihn 1497 ein Jahr nach seiner Hochzeit mit der wohlhabenden Gastwirtstochter Jeanne Le Franc, einer gebürtigen Cambraierin, ins Bürgerrecht aufnahmen. Zwei Domherren machten ihn zu ihrem Testamentsvollstrecker. Wir wissen von die­sen beiden deswegen so genau, weil Vater Gerard selbst über diesen Handel weggestorben ist.

Seine beiden Brüder, den älteren Charles, der früh verstarb, und den jüngeren Antoine, den wir später als Buchhändler und Hofbesitzer in Genf an der Seite des Reformators wiederfinden, hat der nach der Mutter benannte Johannes wohl bei weitem an Begabung über­ragt. Doch scheint auch mehr als bei den Brüdern der Mutter Frömmigkeit sein besonderes Erbteil gewesen zu sein. Ist es daher zu verwundern, daß der Vater eines Tages dem Herrn Bischof auf die Frage, wozu er seinen zweiten Sohn ausersehen habe, die Antwort erteilt, daß dieser zum Geistlichen bestimmt sei? Ein Viertel der Kaplanatspfründe des Gesine-Nebenaltars im Dom war die klingende Antwort des Bischofs am 19. Mai 1521.

Dies gab ein gutes Schulgeld und einen Zehrpfennig für den jungen Johannes ab, als im Hochsommer 1523 zusammen mit den de Hangests seine Übersiedlung nach Paris erfolgte. Bei einem Onkel, seines Zeichens Schmied, bezieht der Vierzehnjährige Quartier am Ort. Für ein paar Monate nimmt sie nun das Gymnasium La Marche in Paris auf.

4

War der mit Bischöfen verwandten Familie de Han­gest ein Institut, wo ein allem Neuen an Bildung und Geist seiner Zeit aufgeschlossener Mathurin Cordier lehrte, verdächtig geworden? Der Umschwung kam jedenfalls bald: zusammen mit seinen Adelsgefährten nahm künftig auch Johannes am Unterricht innerhalb der strengen Mauern des Internats Montaigu teil. Der Flüsterton, der als Umgangssprache den Schülern er­laubt war, war nicht das einzige, was hier an eine pein­lich genaue, dem Kloster nachgebildete Erziehung ge­mahnte. Immerhin war hier der Lehrer Antonio Coro- nel, Spanier von Geburt, bemüht, den scholastischen Unterricht mit Blüten des neuen humanistischen Gei­stes zu schmücken. Er konnte sich keinen lernwilligeren Schüler als den jungen Johannes wünschen.

Alles, was ihm hier oder in La Marche geboten wurde, nahm er wissensdurstig in sich auf; damit legte er den Grundstock seiner später zielbewußt verwandten Bildung. Wenn eine freilich zweifelhafte Überlieferung von einem Spitznamen des Schülers — nämlich „Akku- sativus“ — aus dieser Zeit wissen will, dann wird er sicher eher auf den ständig mehr entwickelten Sinn nach Genauigkeit bei Calvin als auf eine seine Kameraden bekrittelnde Art schließen lassen. Denn eine geradezu zärtliche Anhänglichkeit an seine Kameraden zeigt Cal­vin bald darauf in seinen Briefen aus der Studentenzeit.

Schmal war für ihn der Weg des Lernens; zuchtvoll und ohne Seitensprünge hatte Calvin sich auf den ihm freundlich geebneten Wegen bewähren müssen. Doch hatten ihn die drei Institutsjahre mit ihrem Abschluß in der Magister-Artium-Prüfung, die ihn zum „Meister der Freien Künste“ machte, dafür auch unmittelbar bis an die Pforte geführt, wo die Weite wissenschaftlichen Studiums ihm nun verlockend winkte.

Die geistliche Erziehung in Montaigu mußte Calvin darin bestärkt haben, das Studium der Theologie zu wählen, wurde sie doch geleitet von Beda, dem Haupt

der Pariser katholischen Hochschule, der Sorbonne. Doch inzwischen war der Vater andern Sinnes gewor­den. Ob Differenzen mit seinen kirchlichen Vorgesetzten dabei eine Rolle gespielt haben, bleibt ungewiß. Calvin selbst berichtet in seinem Rückblick auf den nun folgen­den Lebensabschnitt der Universitätsjahre nur: „Zur Theologie hatte mich mein Vater zwar schon als kleiner Knabe bestimmt; als er aber später sah, daß die Rechts­wissenschaft ihre Jünger gewöhnlich reicher macht, so brachte ihn diese Hoffnung auf einmal zur Änderung seines Planes. So kam’s, daß ich vom Studium der Phi­losophie weggenommen und angewiesen wurde, die Gesetzeskunde zu treiben.“ Hier wird deutlich, daß einzig der Gehorsam gegen seinen Vater ihn nun diese Studien beginnen hieß.

Zwei Universitäten, wieder von verschiedener Prä­gung, hat Calvin nacheinander vom Jahre 1528 an be­sucht: Orleans und sodann Bourges. Er hat sich nicht mit einem Lehrer, auf den er dann schwor, begnügt, er hat zu dessen Gegenspieler hinübergewechselt. L’Estoile in Orleans vertrat den „alten Weg“, Andreas Alciati, ein Italiener, in Bourges den „neuen Weg“ in der Rechtswissenschaft dazumal. Aber nicht nur dies Be­streben, durch Hören der Gegenseite einen umfassen­deren Standpunkt zu gewinnen, auch die Tatsache, daß er in Bourges die Gelegenheit, Griechisch bei dem from­men Schwaben Melchior Volmar zu lernen, sofort er­griff, zeigt das Bemühen dieser Jahre, sich ein möglichst umfassendes Wissen anzueignen.

Mit eiserner Energie wurde diese Arbeit von Calvin betrieben. Man weiß, daß er den Abend zur Ausarbei­tung des am Tage Gehörten benutzte, um andern Tages als erstes sich das am letzten Tage Erarbeitete zu ver­gegenwärtigen. Ein erstaunlich entwickeltes und arbeits­fähiges Gedächtnis, aber auch eine durch abendliches Fasten und nächtliches Studieren untergrabene Gesund­heit waren das persönliche Fazit dieser Studienjahre.

6

Eine Erkrankung des Vaters reißt ihn im Frühjahr 1531 aus der Mitte seiner Orleanser Freunde und seiner Tätigkeit in Paris.

Wie er am frühen Morgen nach dieser Nachricht auf einem Pferd raschen Trabes die Landstraße der Heimat entgegenreitet, schwärmen seine Gedanken weit aus. Es stürmt und gärt in ihm; kaum daß die Mor­genkühle seinen Schläfen Linderung bietet. Würde es ernst um seinen Vater stehen, hatten die Zwistig­keiten des Zerwürfnisses mit dem Kapitel ihn vorzeitig zermürbt? Und was sollte nun aus ihm selber werden? Als seine Mutter starb, war er noch ein Knabe. Was war er jetzt? Wußte er schon die Straße, die ihn hin­aus ins Leben führen würde? Hatte ihn denn sein erster juristischer Erfolg in der Praxis, der ihm nicht nur die Anerkennung des Kapitels am 20. Juni, sondern auch sechs Livres bar für den zugunsten seiner Kapelle ge­wonnenen Prozeß eingebracht hatte, wirklich befrie­digt? Ein Schenkeldruck — und hochauf bäumt sein Pferd. Doch eine ritterlich geübte Hand lenkt es ge­schickt in seine alte Gangart zurück. Auf den Seine- Wiesen steigen langsam die Nebel zur Sonne ...

Am 6. Mai schreibt er von Noyon aus an einen der Freunde, Nicolas du Chemin: „Es ist so weit gekom­men, daß keine Hoffnung auf Leben bleibt, nur sichere Todesgefahr. Doch wie auch der Ausgang sei, ich werde Euch Wiedersehen.“ Noch zwanzig Tage, dann steht Calvin barhäuptig zwischen zwei Brüdern und zwei Stiefschwestern an einem offenen Grabe; es ist der alte Friedhof, aber die Glocken schweigen über dem Sarg des Exkommunizierten. Rom ist hart, auch über Tote. Lange haben die Brüder mit den Herren im Bischofs­palais ringen müssen — nur um ein Stückchen geweih­ter Erde für ihren Vater. Der Reiter, der Noyons Tore verläßt, weiß, daß Leben Kampf heißt. Mit um so geschärfteren Waffen will er den Gang weiter wagen.

Schon hat der junge Licentiat der Rechte — diesen

7

Grad hat er sich in Orleans erworben — Stellung be­zogen, im Streit der juristischen Schulen. Du Chemins Schutzschrift für den gemeinsamen Lehrer L’Estoile gegen Alciati hat er in Paris mit einem eigenen Vor­wort herausgegeben. Paris sieht im Sommer den flei­ßigen Arbeiter nicht nur in Hörsälen, sondern in stiller Stube bei eigener Arbeit. Über den Rahmen seines Faches hinaus sucht er zu weiteren Bildungsgütern vor­zustoßen. Die neuen „philosophischen Studien“ ziehen ihn in ihren Bann. Ein Danesius, sein Landsmann, der große Hebraist Vatable, und der gefeierte Budaeus lesen auf Geheiß des Königs Franz I. öffentlich im humanistischen Geiste.

Doch daheim in der Rue Saint Martin sitzt Calvin noch über den Büchern eines andern großen Huma­nisten, den er selbst neben Budaeus „die zweite Zierde der Literatur, die erste durch den Reiz des Stils“ nennt: Erasmus.

1529 hatte Erasmus unter anderem auch die Werke des edlen Römers Seneca herausgegeben. Er hatte aller­lei an ihnen auszusetzen gefunden: nur eine brasse Reli­gion und gar zuviel an platter Moral, kein Geist in der Satire und krause Schreibart. Calvin las Seneca selber. Es wurde ihm deutlich: hier war ein Stoff, der ihn fes­selte; hier ein berühmter Mann, mit dem es lohnte, die Klinge zu kreuzen. Er griff zur Feder und schrieb seinen Kommentar zu Senecas Buch „Über die Milde“. Die Widmung trägt den Namen eines der Brüder de Han- gest-Monmort. Am 22. April 1532 kann er Freund Daniel nach Orleans melden: „Nun sind die Würfel gefallen! Mein Kommentar ,Über die Milde' ist er­schienen, aber auf meine eigenen Kosten.“ Kurz darauf verlangt der junge Autor angelegentlich nach einer Kunde, wie sein Werk denn im Gelehrtenkreise von Orleans aufgenommen werde. Calvin war auf dem besten Weg, ein klassischer Gelehrter zu werden. Aber kennen wir ihn nicht als Reformator?

8

Fühlungnahme und erster Vorstoß

Wenn es auch aus geschichtlicher Rückschau möglich ist, nunmehr einen neuen Abschnitt in Calvins Leben anzusetzen, der uns die Spuren einer inneren Wand­lung offenbart, so bleibt die Stunde der Berufung doch dem Auge des Betrachtenden keusch verborgen.

Es folgt ein gutes Jahr des inneren Reifens, nach­denklichen Hörens, der lebhaftesten Freundesgespräche, angespannten Lesens und zuchtvollen Ringens um das eigene Urteil. Die äußeren Ereignisse werden nur wie schwache Fäden im Gewebe des Lebensteppichs erkenn­bar. Die großen, das durchgeistigte Gesicht beherrschen­den Augen des Reformators haben in diesem Winter 1532 und dem folgenden entscheidenden Jahr ihren tiefer Schimmer und den an die Unendlichkeit strei­fenden Ausdrude erhalten. Sie verleihen diesem Gesicht auf dem sogenannten Rotterdamer Porträt solche Un­widerstehlichkeit, die auch den Zeitgenossen am Leben­den selbst nicht unbekannt geblieben ist.

Wir wissen, daß Calvin in Paris im Hause eines lutherisch gesinnten Kaufmanns Wohnung genommen hatte, im Hause Etiennes de la Forge, auch eines Picar- den, der sich des sicher wirtschaftlich nicht üppig Aus­gestatteten gern annahm. Denn wer seinem Freund um zwei Kronen einen Bittbrief schicken muß, wird wohl auch sonst nicht gerade hochherrschaftlich leben können. Die ärmsten Studenten sind schon von jeher nicht die schlechtesten gewesen. Freundschaft verbindet Calvin auch mit weiteren Häusern: im Hause des königlichen Leibarztes Cof) wohnt ein anderer Freund, ein junger, begabter Mediziner. Nie reißt die Verbindung mit den Freunden in Orleans ab; im Mai 1533 erscheint Calvin urkundlich als Vertrauensmann der picardischen „Na­tion“ der dortigen Studentenschaft.

Paris selbst wurde in dieser Zeit durch merkwürdige Predigten in Atem gehalten; die Zahl der Zuhörer

9

zählte nach Tausenden, die — man denke — im könig­lichen Louvre sich bei den Fastenpredigten unter der Kanzes Gerard Roussels sammelte. Er war Beichtvater der Schwester Franz I., Marguerite de Valois, Königin von Navarra. Gewiß, der Name Luther war in Paris seit 1521 kein unbekannter mehr, dem Jahr, in dem die Schüler das Stück „Beda und die Sorbonne“ auf die Spielbretter des Gymnasiums brachten; man wollte dar­in das Urteil dieser katholischen Hochburg und ihres Hauptes mit der Geißel des Spottes treffen. Aus dem gleichen Jahr datiert auch ein freundschaftlicher Brief­wechsel zwischen der hochherzigen Fürstin Marguerite und dem späteren Reformbischof von Meaux, Briqon- net, der wie Roussel ein Schüler des Le Fevre d'Etaples war.

Von diesem Ort Meaux, nahe bei Paris gelegen, ist die Welle der reformatorisdien Bewegung ausgegan­gen, die der Normandie zeitweilig den Namen „Klein- Deutschland“ eintrug; auch Guillaume Farel war eine Weile hier. Und hatte nicht der ehrwürdige Altmeister, dessen Name lateinisch Faber Stapulensis lautet, selbst sich mit der Sorbonne um die Zeit noch in Fehde um die drei Marien der Evangelien befunden, und mehr als dies, nicht sieben Jahre seines Lebens der Überset­zung der Bibel gewidmet und zudem volkstümliche Er­klärungen zu den Evangelien und Briefen des Neuen Testaments, besonders des Paulus, geschrieben? Nun waren es seine Schüler, die den Samen des Evangeliums im Herzen Frankreichs ausstreuen durften. Nicht nur von Stadt zu Stadt weitereilende Bettelmönche waren es, auch angesehene Augustinermönche, Courault und Bertault mit Namen, standen Roussel in der Arbeit hier zur Seite.

^Ule trug das Ansehen der Königin von Navarra, die selbst in ihrem warmherzigen „Spiegel der sündigen Seele“ sich auf die Seite der „Lutherischen“ stellte, wie die vielen heimlichen oder mutigen Bekenner des neuen

10

Glaubens überall hierzulande hießen. Gegen diese Frau richtete sich der Angriff der katholischen Gegnerschaft besonders heftig, an der Spitze wieder die Sorbonne. Die inzwischen notwendig gewordene zweite Auflage der religiösen Dichtung der Marguerite wurde durch ein abgefeimtes Urteil auf die Liste der verbotenen Bücher gesetzt. Bevor man zu dem entscheidenden Schlage ausholte, der Anklage beim König selbst, dachte man die Volksmeinung gegen sie aufzuhetzen, indem man ein Stück über die Bühne einer Schule schickte, das Marguerite und ihren Prediger der Lächerlichkeit preis­geben sollte. Gerade das Navarra-Gymnasium hatte man sich für diese üble Posse ausgesucht. In einer Zeit, wo sich z. B. in Bourges auf der großen Arena um ein Mysterienspiel von den Aposteln ein Publikum sam­melte, das sechzigtausend Verse unter Mitwirkung von fünfhundert Personen anhörte, war dies entschieden kein unwirksames Vorgehen.

Über die Navarra-Aufführung wissen wir aus einem der wenigen aus dieser Zeit erhaltenen Briefe Calvins Genaues; seine hier sich aussprechende Parteinahme ist eines der beachtlichsten Anzeichen seiner eigenen Ent­wicklung:

„Am ersten Oktober, zur Zeit, da die Knaben, die aus der Grammatikklasse in die der Dialektik vor­rücken, Theaterstücke zu spielen pflegen, wurde im Navarra-Gymnasium eine Komödie gespielt, die nach einem Dichterwort mit Galle und schärfstem Essig ge­würzt war. Eine Königin trat auf, die nach Frauenart mit Spinnen beschäftigt war und an nichts dachte als an Rocken und Spindel. Dann kam eine Megäre (es war eine Anspielung auf M. Gerard Roussel), die ihr die Fackel vorhielt, daß sie Rocken und Spindel fallen ließ. Sie wich ein wenig zurück, wehrte sich ein wenig, dann aber, als sie der Furie nachgab, bekam sie ein Evange­lienbuch in die Hand, über das sie alle ihre früheren Gewohnheiten, ja fast sich selbst vergaß; zuletzt erhob

11

sie sich zu wilder Tyrannei und plagte arme Unschul­dige mit allerlei Bosheit. Viele ähnliche Erfindungen waren noch beigefügt, die wahrhaftig die Frau nicht verdient, die sie hier — nicht etwa nur bildlich und versteckt — mit ihrem Spott herunterrissen.“

Es interessiert uns hier nicht weiter, wie die Schul­digen ermittelt wurden und die Universität von der Buchverurteilung abrückte. Unsere Aufmerksamkeit ge­hört vielmehr nur der Art des Berichtes, die einen zu­mindest mit der neuen Richtung sympathisierenden Schreiber zeigt, bei dem nur noch nicht zu entscheiden ist, ob die Achtung VQr der Person der Angegriffenen oder Teilnahme an dem durch sie vertretenen Werk der Evangelisation vorherrscht. Vollends im Dunkel tappen wir, wenn wir erfahren, daß Calvin am 23. August des­selben Sommers noch als Teilnehmer einer feierlichen Kapitelsitzung in Noyon erscheint, wo es besondere Ge­bete gegen die in der Stadt umgehende Pest zu beschlie­ßen gilt. Aber diese Einzeltatsachen belegen nur, in­wiefern Calvin selbst später von einer „plötzlichen Be­kehrung“ seines Herzens sprechen konnte und auch der anderen Tatsache dabei gedenkt, daß er „zuerst freilich dem Aberglauben des Papsttums so hartnäckig zugetan war, daß es nicht leicht war, mich aus diesem Abgrund herauszureißen“. Wie Luther sehen wir auch Calvin sich erst ernstlich im katholischen Gottesdienst umsehen, bevor die Wahrheit des Evangeliums dem einen wie dem anderen zu mächtig wird.

Aber nun folgt auch — für Calvin höchst bezeichnend —, nachdem „Gott sein Herz durch diese plötzliche Be­kehrung gefügig und gelehrig gemacht“, nachdem diese innere Klarheit errungen, sofort fast der Ausgriff und entschlossene Einsatz in dem Wirkungszusammenhang dieser geschichtlichen Welt. Eben weil Gott, der Ru­fende, der Schöpfer und Lenker dieser Welt ist, ver­langt er uns die Tat des Einsatzes an unserer Stelle ab. Und weil es im Dienste des Höchsten zu handeln gilt,

12

deswegen ist die größtmögliche Tragweite dieser dienst­baren Tat anzustreben. Dieses nun auf eine neue, inner­liche, die religiöse, ja christliche Grundlage gestellte Prinzip, das wir fortab das Leben Calvins beherrschen sehen, wird am ersten erkennbar, als er seinem Freunde Nicolas Cop die Allerheiligen-Rektoratsrede in die Feder diktiert.

Der Gedanke hierbei war, an einer weithin sichtbaren Stelle im geistigen Frankreich, durch den Mund des Rektors der Pariser Universität, ein Zeugnis des evan­gelischen Glaubens aufzurichten. Ein merkwürdiger Parallelismus ist in dem Leben und Werk Calvins fest­zustellen: ebensowenig wie diese erste, überstürzte, doch keineswegs unsinnige Tat von Erfolg gekrönt war, war es gleichfalls nicht der in gleichem Tempo unternom­mene Versuch, Genf zu einer wirklichen, zu der refor­mierten Stadt zu machen.

In jenen gleichen Oktobernächten, in denen sechzehn Jahre zuvor in Wittenberg ein Geisteskämpfer und Reformator seine Kampfesansage ausgearbeitet hatte, saßen nun der junge Calvin und sein Freund Cop über dem Entwurf einer Rede über die — wie sie es geschickt nannten — „christliche Philosophie“. War es mehr als versteckter Hohn, wenn in dieser predigtartigen An­sprache vor Hof, Universität und geistiger Führungs­schicht in der Kirche der Mathuriner zu Paris die „selige Jungfrau“ angerufen, Christus aber zuvor „der einzige Mittler beim Vater“ genannt wurde?

Wenn sich diese Rede auch auf Vorlagen von Eras­mus — nun nicht des Erasmus der Seneca-Ausgabe, sondern des griechischen „Neuen Instruments“ (Testa­ments) — und auf Luthers „Kirchenpostille“ (— und ausgerechnet auf die von Luther nicht anerkannte feh­lerhafte Übersetzung Butzers —) stützte, so enthält sie doch Sätze wirklichen Selbstbekenntnisses, die darum bei den Gutwilligen zündeten, die Böswilligen um so mehr verärgerten. Spricht hier nicht der neue Calvin

13

mit dem Calvin vom Anfang des Vorjahres: „Ich fürchte, wir ziehen die Welt Gott vor, und das Fleisch besiegt den Geist. Wer von uns wünscht nicht, an sei­nem Platz als der Erste zu gelten? . . . Wer will nicht lieber mit seinem Fündlein den Menschen als mit der Wahrheit des Evangeliums Gott gefallen? ... 0 un­sinnige Menschen, die wie Tiere nur auf die Gegen­wart blicken! Wissen wir nicht, daß wir einst alle vor dem Richtstuhl Christi stehen werden?“ Mit der Unter­scheidung von Gesetz und Evangelium, auf die es vor allem zu achten gelte, hatte die Rede begonnen. „So pflegt der Lohn in heiligen Dingen meistenteils fälsch­lich in Anspruch genommen zu werden“, ging es fort. Die verruchte Ketzerstelle Römer 3, 17 fehlte im Wort­laut nicht. Und statt der Kirchenheiligen, wie es an diesem Tage üblich, wurden mit den Seligpreisungen die gepriesen, „die, während sie die Gerechtigkeit Got­tes suchen, Verfolgung erdulden“. Ja, bis zu der Er­klärung, daß eben diese, „welche den Herzen der Gläu­bigen rein und lauter das Evangelium einzupflanzen sich bemühen, die Welt und unbillige Leute Irrlehrer, Verführer, Betrüger und Lästerer zu nennen pflegen“, wagt sich diese tapfere Rede vor.

Über den Erfolg berichtet Calvins ältester Biograph und Nachfolger in Genf, Theodor Beza, in seinem „Leben Johannes Calvins“ folgendermaßen: „Dies war nun weder der Sorbonne tragbar, noch fand es die Zu­stimmung des Senats, der Parlament heißt.“ Der junge Cop entgeht nur durch Flucht einer raschen Aburteilung durch das Pariser Gericht, das eben genannte Parla­ment. Auch Calvin, der sich durch diese Tat die Gunst der Marguerite von Navarra erwarb und einer persön­lichen Audienz gewürdigt wird, muß alsbald rasch den gleichen Schritt wie sein Freund tun. Cop überschreitet sofort die Landesgrenze und findet in Basel, woher sein Vater stammte, noch das Pariser Universitätssiegel unter den eilig mitgenommenen Habseligkeiten. Calvin

14

bleibt noch eine Weile im Lande, ehe auch er sich ge­zwungen sieht, an den gleichen Platz auszuwandern.

Keineswegs in großer Unrast, sondern eher in großer Gelassenheit sehen wir ihn ein unstetes Wanderleben auf sich nehmen. In Nerac, der Residenz von Navarra, trifft er noch den im achtundneunzigsten Lebensjahr stehenden Le Fevre d’Etaples, der hier ebenfalls im Schutze der Marguerite seit 1530 sieben ruhige Feier­abendjahre seines Lebens verbringen darf; er soll die künftige Führerrolle Calvins schon erahnt haben. Ob er sein Urteil unter dem Eindrude einer Predigt des erst Fünfundzwanzigjährigen fällte? Vielleicht erzählte Calvin ihm auch, wie er am 4. Mai des Jahres 1534 noch einmal seine Vaterstadt gesehen und dort endgültig auf seine Pfründen in Noyon und Pont-l’Eveque verzichtet habe. Auch hier zeigt er Entschiedenheit, die klare Ver­hältnisse schafft. So konnte Calvin später wirklich den „Nikodemiten“ Führer und Wegweiser sein, denen, die sich als heimliche Anhänger des neuen Glaubens doch nicht aus den katholischen Bindungen lösen mochten. Es hängt wohl auch mit diesem Besuch Johann Calvins in Noyon zusammen, wenn die Akten des Domkapitels gerade am Ende dieses Monats eine Verweiserteilung an seinen Bruder Carl enthalten wegen „irrlehriger Ideen“. Sicher aber hat der gleiche Bruder, der am 1. Oktober 1537 bereits die Augen für immer schloß, gewußt, warum er die Sterbesakramente zurückwies. Auch er ist nicht anders als der dritte der Brüder eines Sinnes mit seinem großen Bruder in Glaubensdingen geworden.

Doch noch ein anderer Ort ist bedeutsam für Calvin in dieser Zeit: die kleine Landpfarre Claix in der Nähe von Angouleme, ebenfalls zum Hoheitsgebiet Mar- guerites gehörig. Hier wohnt ein weitgereister, hoch­gebildeter Amtsinhaber, Louis du Tillet. Eine Biblio­thek von mehreren tausend Büchern, die dieser Mann sein eigen nannte, machte aus diesem einfachen Ort

15

eine „Hochburg“ des Wissens und Forschens. Dankbar nimmt Calvin eine Einladung zum Bleiben an. „Ich habe es erfahren“, schreibt er an einen der Orleanser Freunde, Franjois Daniel, „daß wir nicht ins Weite schauen dürfen. Als ich mir Ruhe in allem versprach, stand vor der Tür, was ich am wenigsten erwartet hatte. Dann wieder, als ich auf einen unangenehmen Wohn­sitz denken mußte, wurde mir ein Nest im stillen her­gerichtet wider alles Erwarten. Das alles ist die Hand des Herrn . . .“

Gleichzeitig schildert Calvin, wie er diese Möglich­keit zu Studien wirklich ausnutzte. Die Früchte seiner Arbeit, die hier in zuchtvoller Auswertung der gebote­nen Stille heranreiften, sind nicht unbekannt. Sie sind es, die den Namen des Verfassers der „Institutio“ in die Weite aller evangelischen Länder hinausgetragen haben und ihn mit einem Schlage ins erste Glied der Vorkämpfer der Reformation rückten.

Nicht nur der Griechisch-Unterricht, den Calvin hier seinem Gastfreund aus Erkenntlichkeit für dessen „Freundlichkeit“ erteilt, wird Berührungspunkte zwi­schen diesen beiden Männern geschaffen haben. Bald verbindet beide eine tiefere Studienfreundschaft; denn warum sehen wir sonst beide zusammen, gefolgt von einem Diener du Tillets, eine Weile später die fran­zösische Grenze bei Metz überschreiten?

Im regen Basel, wohin die Reise vorerst führt, öffnet Simon Grynaeus sein Haus den Ankommenden, die überdies der ungetreue Diener du Tillets durch plötz­liche Flucht auf dem Wege fast ihrer ganzen Barschaft beraubt hatte. Später mietet sich Calvin unter dem Decknamen Martianus Lucanius — einer Umstellung seiner Namensbuchstaben — bei der Baslerin Frau Katharina Klein ein; die gute Frau weiß noch nach dreißig Jahren einem Herrn Ramus, der in Genf stu­dierte, nur Gutes von dem stillen Mieter damals zu berichten.

16

Das Hebräische, die zweite Fremdsprache der Bibel, über deren Anfangsgründe Calvin unter dem Katheder eines Vatable seinerzeit in Paris nicht hinausgekommen war, wird hier ernstlich von ihm weiter betrieben. Der Bibelarbeit, der diese Sprachstudien dienen, galten in ihrer Art auch die zwei verschiedenen Vorreden zu der französischen Bibelübersetzung seines Verwandten Peter Robert Olivetan, die Calvin 1535 für den bei den Wal­densern Lebenden schreibt. Mit Wolfgang Capito, der inzwischen nach Straßburg übergesiedelt war, wie mit einer Reihe anderer evangelischer Führer werden in dieser Zeit durch persönliche Begegnung zwanglos Be­kanntschaften angeknüpft, die zu nie wieder aufgege­benen Lebensfreundschaften werden. Unter anderen hat Calvin Viret und Bullinger, später neben Farel Calvins engste Freunde, Berater und Mitstreiter, hier kennengelernt.

Es ist nicht bloß Betätigungsdrang, auch nicht allein die äußere Notwendigkeit, sich den Unterhalt durch seine Feder zu verdienen, die Calvin über die Druck­legung einer Schrift mit dem Buchdrucker Thomas Platter in Basel in Verhandlungen treten läßt. „Unter­weisung in der christlichen Religion, die ganze Summe der Frömmigkeit ungefähr und was alles zur Erkennt­nis der Heilslehre notwendig ist umfassend: als ein sehr lesenswertes und neues Werk für alle um Fröm­migkeit Bemühten herausgegeben von Johannes Calvin, einem Autor aus Noyon, zu Basel 1536“ lautet das fertige Titelblatt des Werkes. Dieses trägt zudem noch eine Einschaltung, die besagt, diese Schrift enthalte „ein Vorwort an den allerchristlichsten König von Frank­reich, durch das dieses Buch als Glaubensbekenntnis dargeboten wird“.

Hiermit ergriff Calvin eine durch die Zeitlage geforderte Aufgabe, nämlich gewissen französischen Machenschaften entgegenzuarbeiten. Von Papst Cle­mens VII. durch zwei geistliche Bullen aufgestachelt,

2 Calvin

17

hatte Franz I. einen allzu kühnen Vorstoß der jungen Reformer in Paris, die in der Nacht vom 17. auf den 18. Oktober Plakate gegen die Messe über die Stadt hin verbreitet hatten, ja bis an die Tür des königlichen Schlafgemaches im Palast zu Blois vorgedrungen waren, grausam im Blute wahllos aufgegriffener Bürger und deren Qualmtod auf Scheiterhaufen erstickt. Um sich aber die Gunst der hierüber entsetzten deutschen evan­gelischen Fürstenhöfe nicht zu verscherzen, hatte seine Kanzlei es unternommen, nach Deutschland die Nach­richt auszugeben, es handle sich bei den dieserart Ver­urteilten um Schwärmer und Wiedertäufer. Das mußte in einem Deutschland, das einen Knipperdolling von Münster ein knappes halbes Jahr zuvor erlebt hatte, genügen!

Doch hier ersteht in Johann Calvin der Zeuge der Wahrheit nicht nur für den edlen Etienne de la Forge, der auf dem Friedhof von St. Johann für seinen Glau­ben und seinen Eifer um die Bibelverbreitung in Flam­men aufloderte, sondern für alle die vielen anderen Treuen: den lahmen Schuster Milo, der auf dem Greve- Platz brannte, den Einnehmer Valeton, dem La Croix du Tirouer als Himmelfahrtsstätte ersehen war, den Kaufmann du Bourg, den auf öffentlichem Markt bei den Stadthallen die Flamme umzüngelte, den Maurer Henri Poille, dem man noch die Zunge durchstach und festkettete, damit seine Volkstümlichkeit und Begeiste­rung nicht beim Sterben noch überzeugender aufs star­rende Volk wirke als bei seinem ehrlichen Alltagswerk sein grades Wort.

Calvin kannte sie ja selbst noch als einer der Ihren aus der ersten Kampfzeit in Paris. Nun, da ihr Mund geschlossen, auch noch ihr Tod geschändet werden sollte, begehrte er auf und verkündete in aller Öffentlichkeit: „. . . Hier bringe ich so ziemlich die Kernstücke gerade der Lehre zur Darstellung, die sie (nämlich die Ver­folger) ihrem Geschrei nach mit Kerker, Verbannung,

18

Ächtung und Scheiterhaufen bestrafen und zu Wasser und zu Lande ausrotten wollen. Ich weiß zwar recht wohl, . . . wenn bloße Anklage hinreichte, dann gäbe es überhaupt keine Unschuld in Worten und Werken.

. . . Natürlich sinnen wir auf Beseitigung der Könige, wir, bei denen nie ein aufrührerisches Wort gehört wurde, deren Leben stets als ruhig und schlicht bekannt war . . . Haben wir doch durch Gottes Gnade nicht so kärgliche Fortschritte gemacht, daß unser Leben unsern Verleumdern nicht zum Vorbild in Keuschheit, Beschei­denheit und jeglicher Tugend dienen könnte. Daß wir Gott ehrlich fürchten und ehren, das beweisen wir wahrlich mit der Tat; streben wir doch im Leben wie im Tode nach der Heiligung seines Namens. Ja, auch der Haß mußte manchen von uns, an denen ausschließ­lich das mit dem Tode geahndet wurde, was ihnen zum Gegenstand ausnehmenden Lobes hätte gereichen sollen, ihre Unschuld und bürgerliche Unbescholtenheit be­scheinigen. Wenn es Leute gibt — bisher sind solche in Eurem Reiche nicht festgestellt worden —, die unter dem Vorwand des Evangeliums Unruhe stiften, und wenn es Leute gibt — und solche kenne ich viele —, die sich der Freiheit durch Gottes Gnade als Vorwand bedienen zu zügellosem Lasterleben, so gibt es Gesetze und gesetzliche Strafen, mit denen man sie nach Ver­dienst schwer in Strafe nehmen kann. Nur daß bei alle­dem nicht wegen der Schlechtigkeit verworfener Leute das Evangelium Gottes verleumdet werde! ... Der Herr, der König aller Könige, festige Euren Thron, durchlauchtigster König, mit Gerechtigkeit und Euren Stuhl mit Billigkeit! Basel, den 1. April 1536.“

Mit diesem Vorwort versehen, blieb Calvins schon im Vorjahr niedergeschriebenes Buch, die „Unterweisung in christlicher Religion“, nicht — wie ursprünglich von ihm selbst geplant — eine Arbeit nur für den Kreis der Eingeweihten geschrieben, sondern stellte sich als Bekenntnis eines Sprechers für die ganze evangelische

s»

19

Bewegung Frankreichs sofort in den Kampf der Tage hinein. Gereift in der Stille des Bibelstudiums, gestützt auf eine umfangreiche Verarbeitung der Kirchenväter, um den katholischen Gegner mit eigenen Waffen zu schlagen, und vorbereitet durch die Katechismusarbeiten Luthers, ging nun das erste Mal eine Schrift hinaus, die das Lebensbuch Calvins werden sollte, weil er bis kurz vor seinem Tode in weiteren Auflagen hierin seine Gotteserkenntnis immer weitere Kreise hat schlagen lassen. Sie ist aber auch das Lebensbuch einer ganzen Kirche geworden. Calvins „Institutio“ — wie der latei­nische Titel lautet — war das Buch, dessen Gefährlich­keit schon fünf Jahre nach dem Erscheinen ihrer fran­zösischen Übersetzung ein Tropetenstoß den Parisern am 1. Juli 1542 anzeigte, wo bei Strafe des Stranges die Ablieferung binnen vierundzwanzig Stunden ver­langt wurde; das Buch, von dem vierhundert Jahre nach dem ersten Erscheinen des kleinen Oktavbändchens mit seinen 514 Blättchen noch das Erscheinen einer voll­ständigen deutschen Übersetzung seiner letzten latei­nischen Ausgabe (vom Jahre 1559) ein Bedürfnis ist.1'

In ihrer ersten Ausgabe bot die „Institutio“ nicht viel mehr als eine etwas ausführlichere Erklärung von Luthers Katechismus, also der Gebote, des Glaubens, des Vaterunsers und der zwei Sakramente, samt einer Zurückweisung der fünf weiteren, erst von der katho­lischen Kirche fälschlich hierzu gemachten, und schließ­lich einen Anhang, wo unter der Überschrift „Die christliche Freiheit“ eine Beseitigung des katholischen Kirchenrechts und ein Überblick über die rechte Art kirchlichen und staatlichen Zusammenlebens gegeben wird. Schon 1539 wurde bei der zweiten Ausgabe ein stattliches Werk daraus, das von seinen ursprünglich sechs Kapiteln auf deren siebzehn angewachsen war.

\* Die gediegene, übersichtliche Übersetzung von Prof. Otto Weber im Verlag der Buchhandlung des Erziehungsvereins, Neukirdien, Kr. Moers, 1936 ff.

20

Doch erst 1559 konnte Calvin in dem Vorwort zur letzten Ausgabe seiner Freude Ausdruck verleihen, nun nach dem „durch Gottes unermeßliche Güte“ erreichten Erfolg seines Buches diesem zuletzt auch eine Form ge­geben zu haben, die er selbst als annähernd endgültig bezeichnen kann. Es war ihm sehr daran gelegen, dieses Werk, das den Ertrag seiner geistigen Kämpfe und Forschungen zusammenfaßt, noch selber abschließen zu dürfen. Über sein Arbeitstempo bei der letzten Ausgabe berichtet er: „Je mehr die Krankheit“, in der er den Vorboten des Todes spürte, „mich drängte, desto weni­ger schonte ich mich.“

Die „Unterweisung“ von 1559 bietet in übersicht­licher Verteilung auf vier Bücher mit ihren insgesamt achtzig Kapiteln weit mehr, als die Bescheidenheit ihres Verfassers selbst angibt, allein auf die Bibellektüre den Leser vorzubereiten. Doch so viel ist immerhin richtig an diesem Satz, daß Calvin an „reiner Lehre der Fröm­migkeit“ nicht mehr und nicht weniger geben wollte, als was mit Gottes Wort in Einklang steht. An „Er­kenntnis Gottes, des Schöpfers“, an „Erkenntnis des Ver­söhners“, „der Art, Christi Gnade sich anzueignen“, und den „äußeren Mitteln oder Beihilfen, mit denen Gott uns zur Gemeinschaft mit Christus einlädt und in ihr erhält“ — wie die vier Buchteile überschrieben sind —, ist dieses Buch so reich und spendet so viel klare Be­lehrung, daß es als Leitstern für Christenleute und solche, die es werden wollen, auch heute noch nichts von seinem alten Glanz und seinen Segenskräften ein­gebüßt hat.

Kurz nach dem Erscheinen des Buches reiste Calvin, ohne in Basel sein Inkognito zu lüften und nach den noch 1532 so begehrten Verfasserehren Ausschau zu halten, zusammen mit du Tillet über die Alpen an einen kleinen Fürstenhof der Lombardei weiter. Ähnlich wie die Herrscherin von Nerac in Navarra war hier in Ferrara eine Fürstin königlichen Geblüts, Renee, die

21

Tochter Ludwigs XII. von Frankreich, jetzt Gattin Ercoles d’Este — übrigens eines Sohnes der Lucrezia Borgia —, Schutzherrin einer kleinen, der Reformation zuneigenden Flüchtlingsgemeinde. Der begabte spätere Psalmensänger Clement Marot weilte außer anderen gerade zu dieser Zeit an ihrem Hofe. Calvin, der dies­mal unter dem Namen Charles d’Espeville reiste, wird nicht nur seines höfisch gewandten Wesens und seines angenehmen Äußeren wegen sich die Gunst der Für­stin erworben haben. Ein zu Hanau aufbewahrtes Bildnis zeigt Calvin mit hohem weißem Spitzenkragen und feingefälteltem Hemd unter dem breiten Samt­kragen seiner dunklen Tracht. Er trägt Siegelring und Handschuhe. — Ein später bis zum Tode fortge­setzter Briefwechsel mit Renee von Ferrara zeugt da­von, daß die Wesen beider sich auf einer anderen Ebene begegnet sind. Vielleicht trug Calvins Ring schon da­mals zwischen den Namensbuchstaben J und C seinen Wappenschild mit einem Herz in der Hand, gedeutet als: „Cor mactatum tibi offero“, zu deutsch: „Ein ge­opfert Herz bringe ich dir, Gott, dar.“

Gar bald sollte es sich zeigen, ob es ihm mit diesem Wahlspruch Ernst war.

Genf — Straßburg — Genf

Es ist sicher sinnvoll, wenn das sogenannte Hollän­dische Porträt, das Calvin inmitten seiner Studierstube zeigt, als Zimmerschmuck ein Wandbild mit einer An­sicht von Noyon aufweist. Calvin ist ein der Heimat verhafteter Mensch gewesen, auch wenn er sein eigent­liches Betätigungsfeld weit entfernt von ihr angewiesen erhielt. Noch im Jahre 1552 erzählt er Freunden, wie er seine Heimatstadt „überlebe“, weil sie der Zer­störung durch Kaiserliche anheimgefallen sei; ein Vor­gang, der sich übrigens später ähnlich ein zweites Mal

22

wiederholt. Das erste Mal hatte er sich von einem Augenzeugen berichten lassen, wie „sich in den Ruinen unserer Stadt der seltsame Anblick geboten, daß mein Vaterhaus unversehrt geblieben sei, während alle Nach­barhäuser in Asche gelegt worden seien“. Calvin schließt solche unserer Generation nicht unbekannten Betrachtungen mit der Bemerkung: „So muß ich nun den Tod der Stadt betrauern, die voriges Jahr bei einem falschen Gerücht von meinem Tode schon feier­liche Dankgottesdienste hielt, um über Christus zu triumphieren.“

Calvin wird daher der endgültige Abschied von die­ser Stadt nicht sonderlich leicht gefallen sein, als er die kurze Atempause des Edikts von Coucy ausnutzte und im Hochsommer 1536 von dort mitsamt seinem Bruder Anton und seiner Schwester Marie nach Auflösung des väterlichen Hausstandes fortzog. Freilich, die Verwandt­schaft hatte ihnen statt Segen Flüche mit auf den Weg gegeben: in Pont-l’Eveque starb der Name Cauvin aus, weil seine Träger diesen aus Haß gegen den berühm­testen Sohn der Sippe, den Ketzer, für immer ablegten. Die Hoffnung allein, in Deutschland als dem Lande der Reformation wiederum gastliche Aufnahme und einen Platz zu finden, an dem die Früchte eigener stiller Ge­lehrtenarbeit zur Förderung des einzig geliebten Wer­kes der Reformation reifen könnten, war es, die diesem Auszug eine versöhnliche Note verlieh.

Weil der direkte Weg nach Straßburg in diesen Monaten durch Kriegswirren gesperrt war, bequemte man sich zu dem Umweg, den Schweizer Jura im Süden bei Genf zu umgehen. Seitdem die wackeren Berner anfangs des Jahres 1536 — es war der 2. Februar ge­wesen — der von einer savoyischen Belagerung und den Wegelagerern aus der Bischofsburg Peney hart be­drängten Stadt Genf Entsatz gebracht hatten, war zu­gleich mit den umjubelten Truppen die Stunde der Freiheit für die evangelische Predigt gekommen. Damit

23

war Wilhelm Farels seit dem September 1532 leiden­schaftlich entbrannter Kampf um diese Stadt trotz aller Rückschläge und trotz bischöflichen Bannstrahles zu einem siegreichen Ende gelangt. Sicher reizte es Calvin nicht wenig, anläßlich seiner Reise diesen Landsmann aus der Dauphine kennenzulernen.

Er hatte zusammen mit seinen Geschwistern des Nachmittags die Predigt dieses Kämpfers gehört, der ebensowenig Rücksicht auf seine eigene Person wie auf die seiner Hörer kannte, wenn es Gottes Wahrheit Bahn zu brechen galt. Für den nächsten Tag wurde soeben der Plan der Weiterreise besprochen, da betrat, geführt von Herrn du Tillet, der gerade die Gemüter der Geschwister Calvin Beschäftigende in eigener Per­son das bescheidene Gasthofzimmer. Erstaunt hielt der Eintretende eine Weile inne: dieser schlanke Jüngling von nicht mehr als siebenundzwanzig Lenzen sollte der so rasch bekannt gewordene Verfasser der „Institutio“ sein, den zu treffen ihm, dem zwanzig Jahre Älteren, mit einem Mal ein so wichtiges Anliegen geworden war?

Formlos, ohne eine Aufforderung abzuwarten, hatte Farel sodann rasch Platz genommen. Auch Calvin musterte sein Gegenüber jetzt, nachdem du Tillet die Geschwister unter dem Vorwände, ihnen unbekannte Sehenswürdigkeiten der Stadt zeigen zu wollen, sacht aus dem Zimmer entführt hatte. Er ahnte, daß dieses jetzt anhebende Gespräch keine störende Gegenwart Dritter dulde. Er selbst wollte auch hier wie bisher lieber der sachte vermittelnde, niemals aber selbst mit­handelnde Zuschauer bleiben.

Hatte auch Farel in der Distanz von Kanzel und Kirchenstuhl in seiner Kraftfülle schon etwas Erheben­des, so wirkte dieser Mann mit seiner doppelten Mund­falte unter den starken Backenknochen, die in einen rötlichen, ungepflegten Bart ausliefen, mit seinem krauslockigen Haar über der vierkantigen Stirn nun, wo er auf Tischbreite nachgerückt war, auf sein Gegen-

24

über wie eine zum Schlage erhobene, geballte Faust. Und doch, hatte es nicht etwas Rührendes, wie sich audi dieses Gesicht zu einem teilnehmenden, ja weichen Aus­druck für Sekunden verschönte, als Farel den Ausgangs­punkt von Calvins Reise erfuhr? Aber schon flammte und funkelte sein Auge wieder, als er von den hinter ihm liegenden letzten Jahren sprach, die dem Aufund- abwogen einer einzigen Schlacht glichen.

Ein kurzer Seufzer entrang sich seiner breiten Brust: war denn der Ausgang dieser Schlacht bereits entschie­den? Rückten die neuen Sorgen nicht wie eine breite, stärkere Schlachtlinie aus der Tiefe des Feldes heran? Die Bürgerschaft, froh, von Bischofsjoch und Herzogs­fron befreit zu sein, hatte nur allzu willfährig am 21. Mai das neue Glaubensbekenntnis beschworen; aber hatte nicht das Volk schon einmal sich selbst die Zügel schie­ßen lassen und die Kirchen in blinder Wut der Bdder beraubt? Wer würde sagen können, wielange die neuen Zügel hielten?

Plötzlich richtete sich Farels Blick scharf auf den ge­spannt zuhörenden Jüngling: „Höre, Monsieur Calvin. Gott gab deinem Geist die Ordnungsstärke, die dein Buch ausweist, damit sie in das Chaos dieser Stadt hier Ordnung bringe.“

„Was soll das heißen? Hörtest du nicht meine eige­nen Pläne?“

Kopfschütteln begleitete diese Entgegnung: „Du bist am Ende deiner Reise! Ich brauche hier deine Mitarbeit, kann ihrer nicht entraten!“

Nun springt auch dem Jüngling am andern Tisch­ende das Blut in die Schläfen. Wie kann dieser ihm plötzlich in die Quere Gekommene ihm das Werk aus den Händen ziehen, an dem er mit allen Fasern seines Wesens hängt, das mit dem Preis der Auswanderung ihm nicht zu teuer bezahlt zu sein schien, wozu einzig er sich selbst für berufen hielt: Fanale zum Heile der Reformation in einer Gründlichkeit wie nie zuvor Stück

25

um Stüde in stiller Gelehrtenstube seiner Feder und seinem Fleiße abzuringen? Nein, daran hält er fest. Auch sein Wille ist im Kampf der Jahre gestählt.

Schon sitzen beide nicht mehr auf den derben Brett­stühlen des niedrigen Zimmers. Unruhig wandert Farel die breiten Bohlen auf und ab, während Calvin, zum Fenster gekehrt, sein Auge wie abwesend über die breiten Bänder der die Stadt umstellenden Bergketten schweifen läßt.

Die Weigerung hat Farel tief erschüttert. Kennt er nicht zu genau seine eigenen Grenzen? Sturmbock, nicht Baumeister ist er. Soll der Sturm umsonst gewonnen sein, weil die Kraft, das Erstrittene zu binden, ihm fehlt?

Doch da hat sein kampferprobtes Auge schon die Blöße des Gegners erspäht. Langsam hebt sich sein Nacken, und ruckartig sieht er dem vor Entrüstung noch bebenden Jüngling voll ins Gesicht:

„Ruhe verlangst du, zu Studien, wie du sagst. — So möge denn Gott deiner Ruhe Fluch senden, wo du an unserer Not vorübergehst und weitereilst wie jener Levit zwischen Jericho und Jerusalem, von dem unser Herr mit Abscheu spricht!“

Wir brauchen nicht lange herumzuraten, welches die Wirkung solcher Worte war. Nach zwanzig Jahren noch erinnert sich Calvin an diese wohl entscheidungsvollste Minute seines Lebens so eindeutig, daß er seine wahre Berufung in die Worte kleiden kann: Wie ich „in Genf nicht bloß durch Zureden und Mahnen, sondern durch eine furchtbare Beschwörung Guillaume Farels festge­halten wurde“, war es mir, „als ob Gott vom Himmel her gewaltsam seine Hand auf mich legte“.

Gegen Menschen hatte Calvin mit Gegengründen aufkommen können; wo er Gott hörte, ist seine einzige Antwort: Gehorsam. Das ist das Geheimnis dieses alle persönlichen Anwürfe und alle sachlichen Gegensätze auf sich nehmenden und durchstehenden Reformators,

26

daß sein Glaubensgehorsam bedingungslos war. Die Größe dieser innersten Zucht gibt ihr die Weile der Auswirkung, weil auch nicht der geringste Zweifel und nicht die kleinste Untreue willentlich und wissentlich ihren Ausgangspunkt trübt. Als darum der inzwischen in sein katholisches Domherrentum zurückgekehrte du Tillet zwei Jahre darauf dem in Genf scheinbar ge­scheiterten Reformator den Gedanken nahelegt, mit dem er wohl am andern Morgen gleich die Botschaft, die sein Freund ihm ausrichtete, aufnahm, nämlich die­ser Schritt sei ein übereilter, muß er von Calvin folgen­des hören:

„Gilt es über meine Berufung zu reden, so glaube ich, haben Sie nicht so viel gute Gründe sie anzufechten, als mir der Herr sichere gegeben hat, darin fest zu werden. Mag meine Berufung Ihnen zweifelhaft erscheinen, mir genügt, daß ich ihrer sicher bin, ja noch mehr, daß ich sie beweisen kann vor allen, die ihr Urteil der Wahr­heit unterordnen wollen.“

So hat diese Stunde auch die große Belastungsprobe bestanden, die dadurch über sie verhängt war, daß die Arbeit, in die Calvin nun eintrat, nicht zu dem erhoff­ten Erfolg geführt hat.

Der Anfang war bescheiden genug. Im November 1536 wird Calvin in Genf zum Lektor der biblischen Schrif­ten ernannt — so ein kleiner Nebenposten anfänglich, ohne Bezahlung, ja, ohne daß das Genfer Ratsprotokoll es für wichtig genug hält, den Namen des Betreffenden mit aufzunehmen. „Ille Gallus“ — „jener Franzose“ heißt bei seiner ersten Erwähnung derjenige, der mit seiner Arbeit und seinem Namen dieser Stadt ihren echtesten Ruhm einbringen sollte.

Den Befähigungsnachweis konnte er rasch erbringen. Bern, das seine Hand über Genf gehalten hatte, war an einer Entfaltung seiner Macht auch im vorher savoy- ischen Waadtland gelegen. Um auch hier der Refor­mation zum Siege zu verhelfen und dadurch alle Ge-

27

biete religiös zu vereinheitlichen, war ein Religionsge­spräch in Lausanne trotz Einspruch des Kaisers auf den 1. Oktober 1536 festgesetzt. An ihm waren auch Calvin wie Farel und der diesem bisher in Genf zur Seite stehende Viret beteiligt. Da selbst Führer der Gegen­partei wie Ferdinand Loys sich am Ende der Gesprächs­woche für geschlagen erklärten, war der Erfolg auf seiten der Reformations-Anhänger.

Nicht so glatt gestaltete sich das ungleich wichtigere Vorgehen in Genf. Der Grundgedanke dessen, was es hier durchzuführen galt, lag darin, aus einer Schein- refonnation, die in der Hauptsache unter politischen Vorzeichen stattgefunden hatte, eine Vollreformation zu machen, die in sichtbaren Lebensformen das Zeugnis ihrer Echtheit erbringen sollte. Zu diesem Zweck war die Gestalt der Kirche in ,21 Artikeln“ von Calvin herausgearbeitet, die sich nicht auf Einführung der Psalmen im Gottesdienst und einen Katechismusunter­richtsplan beschränkten, sondern neben einer Eheord­nung auch eine Neuregelung der Abendmahlsfeier ent­hielten. Diese Feier sollte zum Bekenntnisakt und Prüf­stein christlichen Lebens werden. Es sollten nämlich nur diejenigen zu dieser — wenn möglich monatlich zu haltenden — Feier zugelassen werden, die nicht in offenbaren Sünden betroffen seien. Es war die Aufgabe besonderer Ehrenmänner als Vertrauensobleute, solches bezirksweise festzustellen.

Zuerst schien alles gut zu gehen. Die Artikel wurden von dem Großen und Kleinen Rat in Sitzung vom 16. Januar 1537 angenommen, mit der erträglichen Ein­schränkung freilich, die Abendmahlsfeier vierteljähr­lich zu halten. Doch weil den Reformatoren auch hier weniger an einem Scheinerfolg als an einer den einzel­nen fordernden Reformation des Herzens lag, bestan­den sie auch auf dem zweiten Punkt ihrer Forderung, nämlich, daß die ganze Bürgerschaft, gebietsweise Mann bei Mann, dieses Bekenntnis im Auszug beschwor. Am

28

29. Juli beschließt endlich der Rat auch diese Maß­nahme, lehnt aber den bedeutsamen Gesichtspunkt ab, daß die Kirche selbst und nicht — wie auch sonst, zum Beispiel in Zürich — das Stadtparlament richterliche Aufsicht in Form des Abendmahlsausschusses üben solle. Auch mit der Bekenntnisablegung der Bürger hapert es, weil immer einzelne sich ausschließen. Aus einem Lebe­mann wird nicht von heute auf morgen ein „Bruder in Christus“, wie mit unverhohlenem Spott von Haus zu Haus getuschelt oder auch im Mummenschanz auf offe­ner Straße gehöhnt wird.

Anfangs 1538 klagt Calvin in einem Brief an Bullin- ger, Zwinglis Nachfolger in Zürich:

„Eine dauernde Kirche werden wir nicht haben, wenn nicht die alte, d. h. apostolische Kirchenzucht wiederher­gestellt wird, die man bei uns in vielen Dingen herbei­wünscht. Aber wir haben nicht einmal erzwingen kön­nen, daß eine reine, heilige Beobachtung des Abend­mahlsausschlusses durchgeführt wurde, und daß die Stadt, die im Verhältnis zur Größe übervölkert ist, in Einzelgemeinden geteilt wurde. Wie die ungeteilte Amtsverwaltung es mit sich bringt, kennt uns die Mehr­zahl des Volkes mehr als Prediger denn als Seelsorger. Es sind noch viele andere Dinge, die wir gerne bessern würden, aber wir können die rechte Weise nicht finden, wenn es nicht in gemeinsamer Überzeugung, Eifer und Fleiß geschieht. Wenn doch nur einmal eine reine, ehr­liche Einigung unter unsern Kirchen zustande kommen könnte!“

In diesen Tagen war die Entscheidung zugunsten der immer stärker werdenden Opposition in Genf bereits gefallen: alle vier Syndikussitze, die jährlich neu ge­wählten Bürgermeisterstellen, waren von Gegnern be­setzt. Es wurde von diesen nur die Gelegenheit gesucht, die lästigen, auch von anderer Seite um der Lehre wil­len angefochtenen Prediger abzuschütteln. Rasch bot sich eine Handhabe hierzu darin, daß über die Köpfe

29

der Genfer Geistlichen hinweg eine rein kirchliche Frage vom Rat eigenmächtig entschieden wurde. Es sollte nach Berner Muster statt Brot, das Farel ge­braucht hatte, bei der Abendmahlsspendung die Oblate zwangsweise eingeführt werden. Bern wünschte auch hier Einheitlichkeit. Nicht die Sache, wohl aber das Vorgehen des Rates reizte die Prediger, die nach Virets Fortgang nach Lausanne durch den eifernden Courault ergänzt waren, zum Widerstand. Sie weigerten sich, an Ostern in Berner Weise die Abendmahlsfeier zu halten. Ein Predigtverbot war die Antwort des Rates.

Dennoch hielten die drei Prediger vor der erregten Menge furchtlos Ostergottesdienste — jedoch ohne ein Abendmahl, „nicht der Brotfrage wegen, die wir als unwichtige Sache der kirchlichen Freiheit überlassen, sondern weil ein schwerwiegender Grund uns dazu be­wog, nämlich daß wir das heilige Sakrament entweiht hätten, wenn das Volk nicht würdiger dazu sei. Wir wiesen hin auf die Unordnungen und Sünden, die in der Stadt herrschten, auf die freventlichen Lästerungen und Spottreden gegen Gott und sein Evangelium, wie auch die Unruhen, Parteien und Spaltungen . ..“ So heißt es in der Berufung der Prediger an den Berner Rat.

Ohne ihnen Gelegenheit zur Darlegung ihrer Auf­fassung zu geben, wurde den drei Predigern von dem noch am Ostertag selbst tagenden Rat und der am Dienstag darauf einberufenen Volksversammlung der Ausweisungsbefehl zugestellt, dem innerhalb von zwei Tagen nachzukommen war. Weil sie an ihrem Ort die Reformation nicht zu einem bequemen Liberalismus — man sagte damals: Libertinismus — herabwürdigen lassen wollten, wichen die drei Kämpfer und ließen eine johlende, lärmende Masse hinter sich zurück.

Das einzige, was sie auf dem bald darauf in Zürich tagenden Schweizer Theologenkongreß und in Bern er­reichten, war eine Wiederherstellung ihrer Ehre gegen-

30

über unberechtigten Vorwürfen seitens des streitsüch­tigen Caroli, der einst in Lausanne an ihrer Seite ge­stritten, dann aber gegen Viret und die Genfer Ver­dächtigungen der Irrlehre ausstreute, daß jene die Tri­nität nicht recht lehrten. Calvin wollte nicht die alt­christlichen Bekenntnisse einfach unterzeichnen, da „ein Religionsbekenntnis nichts ist als ein Zeugnis des Glau­bens, der in uns lebt; damit es sicher und lauter sei, müssen wir es allein aus dem Quell der Schrift schöp­fen“. Im März 1537 hatte Calvin den vordem franzö­sisch verfaßten Genfer Katechismus auch lateinisch her­ausgegeben, damit er auch den deutschen Gelehrten ver­ständlich wäre; doch war ihm das am 7. Juni desselben Jahres von Bern feierlich erteilte Rechtgläubigkeits­zeugnis als Sicherung für Angriffe in der Zukunft wert­voll. Versuche, die Vertriebenen wieder an die Stätte ihrer Wirksamkeit zurückzuführen, scheiterten aller­dings buchstäblich an der Genfer Grenze.

Die Zeit der Verbannung, die die kommenden drei Jahre in Calvins Leben ausfüllen sollte, ist wiederum eine Lehrzeit, die man als Meisterklasse seiner Lebens­schule bezeichnen kann. Aus der Zucht einer wegen ihrer geringen Größe übersichtlich zu führenden fran­zösischen Flüchtlingsgemeinde in Straßburg und aus der Weite des weltgeschichtlichen Blickes, den ihm die Teil­nahme an den Religionsgesprächen in den deutschen Reichsstädten der Jahre 1539—1541 vermittelte, ist der Mann hervorgegangen, der berufen war, die Schweizer und westeuropäische Reformationsbewegung zu zucht­voller Einheit und gesamtchristlicher Weite, soweit es an ihm lag, zu führen.

Während der blinde Courault bei Viret Unterkom­men und später Stellung in Orbe fand, wo er im glei­chen Jahre 1538 noch verstarb, hatte Farel einem Ruf seiner alten Neuchäteler Gemeinde Folge geleistet. Nur Calvin saß noch in Basel, wo Grynaeus anfangs ihm und Farel wieder hilfreiche Hand bot. Aus Straßburg

31

erreichte ihn von Butzer und Capito die Aufforderung zur Übersiedlung. Auch in diesem Falle, wo er gerade aufopferungsvoll einen Neffen Farels bis zum Tode pflegt, folgt er dem Ruf zu einem neuen Amt erst, als — ähnlich seinem Verhalten im Jahre 1536 — selbst ,die Allerruhigsten“ dem Zurückschauernden „drohten, der Herr werde ihn finden, wie er den Jonas gefunden hätte“.

Außer dem ihm hier vom Rat übertragenen Pfarr­amt, zu dem ihm eine eigene Kirche bereitgestellt wird, erhält Calvin den Lehrauftrag zur Bibelerklärung in der obersten Klasse des weithin vorbildlichen Johann- Sturmschen Gymnasiums in Straßburg. Hier, im Um­gang mit wohlwollenden und weitblickenden Amtsbrü­dern und in stetiger Arbeit heilt dem doch schwer am Genfer Schlag Leidenden langsam die Wunde.

Auch ein Ereignis, das dazu angetan war, diesen Prozeß zu fördern, fällt in diese Zeit. Anfang August 1540 kann Farel seines Freundes Hand und die einer jungen Witwe zum Ehegelöbnis ineinanderlegen. Ide- lette de Buren war in erster Ehe mit einem von Calvin selbst bekehrten Wiedertäufer, Johann Stordeur, ver­heiratet. Sanften, doch glaubensstarken Sinnes, war sie die Ergänzung und Bereicherung für Calvin, die manche Härte und Bitterkeit seines Wesens für die Zeit ihrer Ehe von ihm nahm. Wenn wir Calvin später gelegent­lich die Äußerung tun hören: „Nichts nämlich gibt es. was dieses Geschlecht (der Frauen) mehr zieren würde als ein sanfter und ruhiger Geist“ und andernorts: „Da ein Christenmensch unter keinem anderen Gesetz eine Frau als Ehegattin heimführen kann, außer daß sie sich ihm bei allen Pflichten des frommen Lebens als Hel­ferin und Genossin erweise . . .“, so können wir uns ein Bild der Frau machen, mit der Calvin jetzt ein eigenes Heim in Straßburg einrichtet, mit der er in glücklicher Ehe lebt, und der er nach ihrem frühen Tode in schwer verhaltenem Schmerz nachtrauert: „Ich bin der Hälfte

32

von mir selbst verlustig gegangen, wo der Herr neulich meine Gattin zu sich zurückgenommen hat.“

Wenn wir ein 1907 wieder entdecktes Porträt Idelet- tes, welches eine zarte, wohlgebildete Frau mit auffal­lend großen Augen und einer Rosenknospe in der Hand in dunklem Festkleid zeigt, gegen das Hanausche Bild­nis Calvins halten, so können wir uns vorstellen, um welch edles Paar der rege Gelehrtenzirkel Straßburgs zu dieser Zeit bereichert worden ist. Allerdings wurde der Anfang der Ehe gleich durch viel Krankheit Calvins überschattet; auch später ist sie dadurch mit einem Zug von Wehmut umgeben, daß keines der drei Kinder, welche Idelette ihrem Manne im Laufe einer neunjäh­rigen Ehe schenkte, am Leben geblieben ist. Auch die letzten Zeilen des Widmungsschreibens an den Haus­arzt Textor, dem Calvin den Kommentar zum 2. Thes- salonicherbrief zueignete, lassen uns einen Blick in diese Ehe tun: „Außerdem mahnt mich die Erinnerung an meine verstorbene Frau täglich daran, wieviel ich Dir schulde, nicht nur, weil sie durch Deine Hilfe öfters Erleichterung fand, einmal auch von schwerer, gefähr­licher Krankheit wiederhergestellt wurde, sondern auch, weil Du in ihrer letzten Krankheit, durch die sie uns entrissen wurde, es an keinem Versuch, keiner Mühe und Anstrengung, ihr zu helfen, fehlen ließest.“

In Straßburg findet Calvin neben seiner Gemeinde und Lehrtätigkeit Zeit zu literarischer Arbeit. Die zweite, um ein Beträchtliches erweiterte Auflage der „Institutio“ erscheint 1539 lateinisch, zwei Jahre darauf auch in französischer Übersetzung. Auch seinen ersten Bibelkommentar, die Erklärung des Römerbriefs, gibt Calvin mit einem ausführlichen Vorwort, in dem er seine Grundsätze über Bibelarbeit darlegt und gegen die anderer abgrenzt, noch im gleichen Herbst 1539 mit einer Widmung an seinen Gastfreund Grynaeus in Basel heraus.

Es liegt eine eigentümliche Steigerung im Besuch der

3 Calvin

33

Orte durch Calvin, an denen vom Juni 1540 an mit knappen Unterbrechungen bis in den Herbst 1541 die Bemühungen stattfanden, durch einen Religionsver­gleich die verlorene Glaubenseinheit in Deutschland wiederherzustellen. Schon auf der Vorbesprechung 1539 in Frankfurt am Main lernt Calvin Melanchlhon ken­nen. ln Hagenau weilt er noch als interessierter Privat­mann; in Worms ist er bereits beauftragter Beobachter des dem Butzer ergebenen Herzogs von Lüneburg, und in Regensburg nimmt Calvin schließlich als amtlicher Abgesandter der Freien Reichsstadt Straßburg teil. Hier ist Calvin mit den führenden Köpfen aus beiden Lagern zusammengetroffen, hier hat er wie an keiner andern Stelle aus eigener Beobachtung Blicke in die wirkliche Lage des deutschen Protestantismus und der gegne­rischen Front tun dürfen. Selbst zu Luther und Melanch- thon hatte sich seit dem Jahre 1539 ein zarter Faden angesponnen, mit dem ersteren durch Gruß- und Lob­wort Luthers über Calvins „Antwort an Sadolet“, das Butzer zur Ausrichtung aufgetragen war. Die Bekannt­schaft mit Melanchthon führte zu einer von Calvin mit einseitiger Verehrung und Treue festgehaltenen Lebens­freundschaft beider Männer.

Für die Heranziehung Calvins zu diesen in ihrem Verlauf allerdings zum Scheitern verurteilten Versuchen und Besprechungen ist seine eben genannte Flugschrift gegen Kardinal Sadolet sicher mitbestimmend gewesen. Sie ist auch dadurch für die Lebensgeschichte Calvins von Wichtigkeit, weil sie der unmittelbare Anlaß zu seiner Rückberufung nach Genf wurde. Seine in Form eines offenen Sendschreibens gehaltene Schrift bildet die Antwort auf ein von dem genannten Kardinal an die „Genfer lieben Brüder“ gerichtetes längeres Schreiben

Nach der Ausweisung der reformierten Prediger aus Genf hielt natürlich die katholische Kirche ihre Stunde wieder für gekommen. Das Werk der Gegenreforma­tion wurde hier in die Hände eines Kardinals gelegt.

34

der durch seine Reformgeneigtheit zwar der römischen Kurie selbst manchmal schon fast verdächtig geworden, diesmal aber als geeigneter Mann für den erstrebten Zweck höchst willkommen war. Sollte ein Mann, der nicht nur eigene Studien zum Römerbrief veröffentlicht und zwei Jahre zuvor sogar mit Melanchthon ins Ge­spräch zu kommen gesucht hatte, nicht brauchbarer sein als der den Genfern höchst unsympathische Bischof selbst, den seine Verwandtschaft mit dem Savoyer Herzogshaus allein schon verdächtig machte? Ihn trö­stete dieweil ein roter Hut aus Pauls III. Hand. Die Lyoner Bischofskonferenz hatte mit ihrer Beauftragung des Bischofs des südfranzösischen Carpentras bei Avi­gnon keine schlechte Wahl getroffen. Nicht nur der werbende Ton dieses an „seine herzlich ersehnten Brü­der, Behörde, Rat und Bürgerschaft zu Genf“ gerich­teten Schreibens und die bedachtsame Art seiner Feder­führung, nein, auch die ins Feld geführten Gründe — wie der Hinweis auf das ehrwürdige Alter der katho­lischen Kirche und dagegen die neuerliche Unordnung und Abspaltung der sogenannten Reformation — ver­sprachen Sadolet eine geneigte Hörerschaft, zumal er das ganze Schreiben höchst wirkungsvoll in ein auch dem einfachen Mann verständliches Bekenntnis eines treuen Katholiken ausklingen ließ, der sich nun in schönstem Licht von den Neuerern abhob.

Das Schreiben des Genfer Rates schien Sadolet die Aussicht auf Erfolg einstweilen zu bestätigen; in Wirk­lichkeit hielt jedoch der Rat eine Entgegnung von evangelischer Seite für dringend erforderlich. Wer sollte aber diese Arbeit übernehmen? Die an die Stelle der Vertriebenen getretenen Pfarrer wie etwa de la Mare oder Marcourt fühlten sich dieser Aufgabe nicht im mindesten gewachsen. Die „Guillermins“ — wie die Gruppe der Genfer Getreuen nach Farels Vornamen im Volke hießen — wußten, wer allein es schaffen könne: Calvin.

s\*

35

Man kann die von ihrem Verfasser selbst als „Sechs­tagewerk“ bezeidinete Entgegnungsschrift die klas­sische Rechtfertigung für die Notwendigkeit der Re­formation nennen.“' Wie aus einem Guß ersteht hier an Stelle der ausgehöhlten Namenskirche die erstrebte und im persönlichen Einsatz miterstrittene Schau einer evangelischen Kirche, die über ein Jahrtausend hinweg der alt-christlichen Kirche die Bruderhand reicht und sich von ihr und nicht vom Nachfolger auf dem Bischofs­stuhl des Petrus Weihe und Weisung holt.

Kraft seiner göttlichen Berufung und ordnungsge­mäßen Bestallung fürs Genfer Pfarramt tritt Calvin den persönlichen Anwürfen dieses eigentlich recht ent­legen wohnenden Herrn Kardinals entgegen. Zugleich stellt er sich schützend vor seine Freunde Viret und Rarei. Man möge ihre Arbeit beurteilen, wie man wolle; „ganz gewiß aber habe ich mich um die Sauber­keit, die die Arbeit für Gott erfordert, bemüht, so wahr Christus mein Richter und seine Engel meine Zeugen sind. Dies Zeugnis geben mir auch viele gutgesinnte Menschen.“ Wolle man ihn und seine Brüder eitlen Ehrgeizes beschuldigen, so sei er darüber erhaben, weil gute Postchen ihm müheloser als anderen im Schoße der katholischen Kirche auf Grund seiner Begabung zuge­fallen wären. „Diese eine Feststellung nur noch: was höchsten Strebens wert ist, wäre mir nicht unerreichbar geblieben, nämlich Muße zu literarischer Beschäftigung unter ehrenhaften und angemessenen Bedingungen.“

Sehr bald kommt Calvin aber dann zur Sache selbst. Der echte Calvin blitzt gleich zu Beginn in einer Luther ebenbürtigen Größe auf, wenn er Sadolet auf seine Ausmalung ewiger Freuden anspricht und sagt: „Es ist aber theologisch nicht richtig, den Menschen so mit sich selbst zu befassen. Dies sollte man einem Menschen nicht zur Gestaltung seines Lebens an den Anfang set-

\* Vgl. meine Neuübersetzung: „Mußte Reformation sein?" Verlag Vandenhoedc & Ruprecht, Göttingen 1956.

36

zen, sondern eher das Bemühen, die Ehre des Herrn zu vermehren. Für Gott nämlich, nicht für uns sind wir zuallererst auf der Welt.“ Eine nur auf die „Tradition“ sehende Kirche vergesse über dem „einmütig, überall und immer“ Gelehrten gar zu leicht das Hauptstück der Tradition, nämlich das Wort Gottes in der Bibel. Auch rücke der Papst dabei in eine merkwürdige Einheits­front, um sich eben dieses göttliche Wort vom Halse zu halten, wenn er mit den Wiedertäufern immer nadi dem „Geist“ Ausschau halte. Dem stellt Calvin seine Kirchengestalt entgegen: „Auf drei Teilen steht und stützt sich am ehesten die Unversehrtheit der Kirche: auf Lehre, Ordnung und Sakramente: viertens können noch die gottesdienstlichen Formen hinzukommen, die das Volk in den Pflichten der Frömmigkeit üben sol­len.“ Eben weil Calvin „als Beweis für die Echtheit der ausgesprochenen Reue und zur Tilgung der Erinnerung des durch die Sünde entstandenen Anstoßes“ an der Kirchenzucht als wesentlichem Bestandteil christlicher Kirchenordnung festhält, ja sie recht eigentlich in ihrer Wichtigkeit erst hervorkehrt, ist er auch gegen den — je nachdem mehr oder weniger berechtigten — Ein­wand von katholischer Seite gefeit, „daß wir durch den Hinweis auf die Rechtfertigung aus Gnaden den Eifer nach guten Werken im Christenleben unmöglich ma­chen“. Die Antwort, die Calvin erteilt, stellt das Herz­stück seines Glaubens — man muß schon sagen — in schlichter Monumentalität heraus:

„Den guten Werken sprechen wir bei einem Men­schen vor seiner Rechtfertigung bei Gott jegliche Be­deutung ab; im Leben der Gerechtfertigten geben wir ihnen die beherrschende Stellung. Denn wer Christus besitzt, der hat Gerechtigkeit erlangt . . . Wo Christus ist, da ist auch der Geist der Heiligung; sie soll die Seele zu neuem Leben in der Wiedergeburt erblühen lassen. Umgekehrt, wo kein Eifer für heiliges Wesen und Unschuld anzutreffen ist, da ist auch nicht der

37

Geist Christi, noch Christus selbst . . . Nach unserer Lehre bringt Christus die, welche er rechtfertigt, durch Wiedergeburt zu seligem Leben. Aus dem Reich der Sünde Erlöste überführt er ins Reich der Gerechtigkeit. Er bildet sie wieder um ins Ebenbild Gottes und bringt sie durch seinen Geist zum Hören auf seinen Willen.“

Wir wollen es uns hiernach versagen, auf weitere Feinheiten dieser Schrift hinzuweisen, wie Calvin die Fragen der Ohrenbeichte, Heiligenanrufung, Fegefeuer, das kirchliche Amt und den Vorwurf der Kirchenspal­tung auch im einzelnen treffend beantwortet; es würde den Rahmen dieses kurzen Lebensbildes sprengen. Man kann nur den Erfolg dieser Schrift in einem Satz mit- teilen: seit dem 21. September 1540 bemüht sich der Genfer Rat um die Rückberufung des vorschnell fort­gewiesenen Reformators.

Bedeutsam genug ist aber, wie Calvin zu dem Ge­danken einer Rückberufung steht. Man sollte anneh­men, ihm sei nichts willkommener als solche Wieder­herstellung seiner Ehre, zumal sich seine wirtschaftliche Lage bei seinen 52 Sonnentalern im Jahr mehr als be­scheiden gestaltete. Das erste Jahr war er neben der Gastfreundschaft allein auf den Erlös aus dem Verkauf seiner eigenen Bibliothek angewiesen. „Ich hoffe, der Herr wird mir, wenn’s nötig ist, wieder einmal andere Bücher geben“, hatte er du Tillet geschrieben, als er geldliche Unterstützung von seiner Seite 1539 ablehnte.

Drei Stadien lassen sich nun deutlich unterscheiden. Zuerst wird ihm dieser Gedanke noch unverbindlich von den Schweizer Freunden nahegelegt. Die Antwort an Viret vom 19. Mai 1540 lautet: „Nach Genf soll ich gehen, um es besser zu haben? Warum nicht lieber ge­radewegs ans Kreuz? Besser wäre es, einmal zu ster­ben, als auf einer Folter immer wieder gequält zu werden.“ Doch dann kommt eine Gesandtschaft, ge­führt von Ami Perrin, im Aufträge der Stadt Genf.

Als diese Calvin bereits von Straßburg nach Worms

38

abgereist findet, folgt sie ihm dorthin nach, was Calvin als Zeichen der Wertschätzung und Aufrichtigkeit nicht wenig rührt.

Nun hat die Frage für ihn mit einem Male ein völlig verändertes Gesicht: ein neuer Auftrag, nicht eine bloße Möglichkeit heischt seine Stellungnahme. Er ist sich keineswegs sogleich schlüssig; sein ganzes, bebendes Herz schüttet er in einem Brief seinem nächsten Freunde und Rater Farel aus, den er bittet, diesen für sich zu be­halten. Die Antwort an den Genfer Rat ist hinhaltend; Viret soll vorerst zur Beseitigung der augenscheinlichsten Übelstände im Genfer Kirchenwesen von den Bernern auf kurze Zeit erbeten werden. Calvin liegt daran, auch das Einverständnis der mächtigen Nachbarstadt Genfs für seinen Schritt zu haben. Der Straßburger Rat, dem Calvin selber meint noch ein Unbekannter geblieben zu sein, wünscht diesen Mann in seinen Diensten zu be­halten.

Calvin will die ganze Sache nicht allein entscheiden. Er trägt seinen Amtsbrüdern die Angelegenheit vor; diese wie Farel reden zu. Ein neuer Brief folgt dem kürzlich erst abgesandten: „Hätte ich die Wahl, ich täte lieber alles andere als Dir gehorchen. Aber da ich weiß, daß ich nicht mein eigener Herr bin, so bringe ich mein Herz gleichsam ertötet dem Herrn zum Opfer dar . . . Wenn ich auch nicht sehr erfinderisch bin, so würden mir doch Ausflüchte nicht fehlen, mit denen ich so heimlich ausweichen könnte, daß es bei den Men­schen nicht den Anschein erwecken könnte, die Sache sei durch mich ins Stocken geraten. Aber ich weiß, daß ich es mit Gott zu tun habe, der solche Schlauheit auf­decken würde. Deshalb habe ich meinen Sinn gebunden und gefangengegeben in den Gehorsam Gottes; und wenn mein eigener Rat mich im Stich läßt, so überlasse ich mich der Leitung der Leute, durch die, wie ich hoffe, der Herr selbst zu mir reden wird.“ — So völlig selbst­los sieht also in Wirklichkeit der Mann aus, den man

39

als den machtlüsternen Herrscher einer von ihm höchst­persönlich eingeleiteten „Theokratie von Genf“ durch die Aufklärerbrille gar zu vieler Geschichtsschreiber sehen gelernt hat.

Und endlich das dritte Stadium; auch dieses nicht weniger bezeichnend als das vorige für den Mann Calvin. In Gottes Zucht ist sein Wille zur Entschieden­heit herangereift. So soll der Einsatz an einer Aufgabe, vor deren Größe er vordem selber „schauderte“, nun nicht auf sich warten lassen. Ungeduldig schreibt er noch von Regensburg aus an Farel, dessen Brief wieder den Ausschlag gegeben hat, unter dem 9. Juni 1541: „Über unsere frühere Gemeinde steht mein Plan fest. Sobald ich hier los bin und mein Kollege sich mir an­schließen will, eile ich dorthin. Läßt er mich im Stich, so komme ich eher allein, als daß ich sie in ihrer Hoff­nung täusche.“ Tatsächlich verläßt Calvin am 1. Sep­tember, ohne auf Butzer zu warten, ohne Gewißheit über die Berner Einstellung, unter dem Ehrengeleit eines Genfer Herolds Straßburg und trifft nach zwölf­tägiger Reise in Genf ein, zu neuem Dienst bereit.

Ein Wort, das der Reformator dem Neuchäteler Freunde Farel, bei dem er übrigens kurz die Reise unterbrochen hatte, in seinem ersten Brief aus Genf mitteilt, kann wie eine Prophetie für Calvins eigene zweite, nun bis zum Tode durchgeführte Wirksamkeit in Genf gelten. Er schreibt: „Da Du mit dem Satan zu kämpfen hast und unter Christi Fahnen dienst, wird Dir der den Sieg verleihen, der Dich gerüstet und in diesen Kampf geführt hat.“

Dieses wird auch der Trost gewesen sein, an den Calvin sich klammerte, wenn er in diesen ersten Tagen an die Aufgaben herantrat, die seiner in dieser Stadt harrten. Freilich, zuerst läßt alles sich freundlich an. Bei seiner Vorstellung im Rathaus am Ankunftstag, dem 13. September 1541, hatte er in freier Rede so­gleich die Notwendigkeit einer Kirchenzucht in den

40

Vordergrund gestellt. Einer Kommission von sechs Ratsmitgliedern wurde im Verein mit den verbliebenen Predigern, die sich mit Calvin einig erklärten — ein Erfolg der von Calvin während seiner Abwesenheit gezeigten Versöhnungsbereitschaft —, die Aufgabe übertragen, ein Kirchengesetz auszuarbeiten, das unter dem Namen der „Ordonnances ecclesiastiques“ weithin beispielgebend geworden ist. In der erstaunlich kurzen Zeit von zwanzig Tagen war der Entwurf geliefert und bereits vom engeren Ratsausschuß durchberaten. Inner­halb weiterer vierzehn Tage hatte er auch die Zustim­mung vom Großen Rat und der Volksversammlung er­halten. Die Kürze dieser Zeit zeigt, daß alles bereits klar vor Calvins Auge stand, was es hier durchzuführen galt. Es war der alte, durch die Straßburger Erfahrun­gen gereinigte und bereicherte Plan der Kirchenzucht, der nun hier der in der Zwischenzeit arg verlotterten Gemeinde ein neues Gesicht verleihen sollte, ja den I yp der spezifisch reformierten Gemeinde in Genf als leuchtendes Beispiel erst langsam erstehen ließ.

Calvin urteilt über diesen ersten, entscheidenden Er­folg: „Die Gesetzesvorlage“ sei „zwar durchaus nicht vollständig genug, aber doch im Verhältnis zur Kraft­losigkeit unserer Zeit recht erträglich“. Wenn auch dies­mal vom Rat die monatliche Abendmahlsfeier nicht zu erlangen war und dessen Einfluß bei der Pfarrstellen­besetzung erweitert wurde, auch der bürgerlichen Richt- barkeit des geistlichen Standes der Vorrang vor dem Standesgericht in der sogenannten „Kongregation“ ge­wahrt wurde, so war aufs Ganze gesehen dieses Gesetz doch eine Grundstocklegung, die Calvin eine Arbeit ganz in seinem Sinne ermöglichte.

Es wurden Älteste zur Ausübung der Kirchenzucht bestimmt „und zur Wahrung der Kirchenordnung ein­gesetzt“. Auch um eine Regelung der gottesdienstlichen Formen kümmerte sich Calvin; er übernahm hierbei das meiste aus den in Straßburg gebrauchten Formen, die

41

ihrerseits nicht unbeeinflußt von Züricher Riten waren. Nur bei der Tauf- und Abendmahlsliturgie arbeitete er Eigenes aus, „um eine längere und deutlichere Er­klärung zu haben“.

Etwas Zukunftsträchtiges schuf Calvin in dieser Zeit in dem in fliegender Eile abgefaßten neuen Genfer Katechismus, „bei dessen Abfassung mir der Herr, wie ich glaube, beigestanden hat. Das sind ja freilich Arbei­ten von wenigen Tagen gewesen, aber bei so vielen Abhaltungen, die mich bald hierhin und bald dorthin rufen, ist jede Arbeit schwierig. Denn ich entsinne mich nicht, daß, seit ich hier bin, mir nur einmal zwei Stun­den vergönnt gewesen wären, in denen man mich nicht in Anspruch nahm.“

Calvin taucht unter in Arbeit, ohne sich lange mit der Vorrede aufzuhalten. Er schildert uns, wie gespannt man seiner ersten Predigt nach der Rückkehr entgegen­sah. Würde nun die große Abrechnung erfolgen? Doch die Genfer hatten Calvin unterschätzt. Kein gehässiges Wort über nun besiegte Gegner, nur „ein paar Worte über Art und Weise unserer Amtsführung“, wo er seiner Amtsbrüder Farel und Courault gedenkt und seine eigene „lautere Treue mäßig hervorhob“, dann fährt er in der Erklärung des Bibeltextes fort, wo er vor drei Jahren hat aufhören müssen. Um übrigens die Ehre der Wiedereinsetzung auf seine Person nicht allein zu lenken, sorgt Calvin dafür, daß öffentliche Gesandtschaften nach Neuchätel und nach der Stadt, wo Courault begraben liegt, abgehen: an den einen, um ihn zu bitten, „er wolle seine frühere Herde auch wieder einmal besuchen“, und nach Orbe, „um für den Toten in jener Gemeinde Zeugnis abzulegen“.

Doch hinter diesen Erfolgen der Anfangszeit steigen bereits die ersten Wetterwolken am rasch wechselnden Genfer Horizont auf, in deren Wetterstrahl, oft grell beleuchtet, oft schier selbst von ihm erschlagen, der eine Mann unter dem Panier Christi aufrecht ausharrt.

42

Es ist die Frage rechter Mitarbeiterschaft, die Calvin als die wohl stets gleiche Führungsnot auch sogleich bitter empfindet. Zwei der in der Zwischenzeit berufe­nen Pfarrer haben schon vor seiner Rückkehr ohne regelrechten Abschied die Stadt verlassen, ein dritter kommt gleich danach um seine Entlassung ein. Aber zwei bald recht widerstrebende Amtsbrüder muß Calvin noch eine ganze Zeit „mit großer Mäßigung und Tole­ranz“ als „Hefe im Faß“ dulden.

Zudem muß auch die Leitung der großen Stadtschule de la Rive — zu Sauniers Zeiten der Sammelplatz der „Guillermins“, jetzt jedoch verwaist — in ordentliche Hände gelegt werden. Der alte Cordier läßt sich auch durch Calvins Werben nicht bewegen, hierher zur Über­nahme der Leitung oder zu weiterer Mitarbeit zurück­zukehren. Ein junger, begabter, doch mit dem bezeich­nenden Dünkel des Selbstlerners und nicht schulmäßig voll Gebildeten behafteter Savoyarde namens Seba- stiano Castellio muß schließlich mit dieser Arbeit be­traut werden. Auch hierdurch wird neuer Zündstoff — vielleicht noch ohne Wissen der Beteiligten — in die unruhvolle Stadt getragen. Denn jeder, der der hohen Anforderung im Genf Calvins weichen muß, wird zum Gift und Galle speienden Verleumder dieses Mannes und seiner Arbeit. So später vor allen Castellio.

Verquickt mit der Auflehnung der Stadtgeschlechter gegen die Lückenlosigkeit der Kirchenzucht, die nicht den kleinen Dieb ergreift und den großen laufen läßt, ist der Ketzerprozeß Servet im Jahre 1553.

Dieser spanische Arzt Michael Servet, der sich an der Entdeckung des doppelten Blutkreislaufs nicht genügen ließ, sondern „die Wiederherstellung des Christentums“ in einer Beseitigung des Glaubens an den dreieinigen Gott betreiben zu müssen sich gemüßigt fühlte, war, dem Lyoner katholischen Ketzergericht mit knapper Not entgangen, nach Genf in der Verblendung geflohen, seinen eigenen zweifelhaften Ruhm im Wettstreit mit

43

Calvin als theologischem Lehrer krönen zu sollen. Nicht umsonst hatte er sein Druckwerk „Restitutio christia- nismi“ genannt, um ein Seitenstück, nein, eine Über- trumpfung der „Institutio“ Calvins hinzustellen.

War dem Reformator auf diesem seinem eigensten Gebiet ein Gegner ebenbürtig — so argumentierte man zu der Zeit in Genf, als man den Namen Calvin in „Kain“ verdrehte und auf offener Straße Hunde gegen ihn hetzte —. so war sein Sturz nur eine selbstverständ­liche Folgeerscheinung seines soweit erschütterten An­sehens. Hier war nicht nur ein Scheiterhaufen geschich­tet und damit ein Schicksal entschieden, hier konnte in kürzester Frist für den Richter selbst ein neuer errichtet werden. Übrigens ist Servets Aburteilung durch das Genfer städtische Tribunal erfolgt, das sich auf Gut­achten aller Schweizer Kantone des evangelischen Lagers damals stützte. Sie ist nicht Calvin allein aufs Konto zu buchen, sondern seiner ganzen Zeit, in der ein Ein­zelleben nicht allzuhoch veranschlagt wurde. Calvin selbst hat den Prozeß eingeleitet, in seinem Verlauf jedoch für mildernde Umstände plädiert.

Das letzte Aufflackern der nächtlichen Aufruhrfackel in der Hand des heruntergekommenen Petrin war nicht mehr eine Flamme, die den Turm von St. Peter in Asche zu legen vermochte. Fortab, nachdem auch dieses Feuer rasch und restlos ausgetreten war, lenkte nur eine Hand und ein Wille, nun schon mit einer wachsenden Schar Gleichgesinnter umgeben, die Geschicke Genfs und sei­ner Kirche, nämlich der Geist eines Menschen, der zu­vor selber Gehorsam gelernt hatte.

Mehr als alle Einzelheiten, soweit sie weniger sind als Kennzeichen, fesselt uns daher dieser eigen geartete Mann, einer aus der Schar der Evangelischen, die in den Tagen des Kampfes von den verschiedensten Seiten zu einem Ziel hingestrebt hatten, zu Jesus Christus, dem alleinigen Erlöser, und die in großem Schmerz in der Folgezeit der nachgeborenen Splitterrichter die neue

44

große Front zersplittern sehen mußten. Darum gehört Calvin heute, da wir seine Größe in der Treue zur Bibel und im Mut zum Kampf gegen die Gegenrefor­mation erneut entdecken, nicht nur einer Konfessions­gruppe, sondern allen Evangelischen an.

Eine vielseitige Persönlichkeit

„Damit die Lage des Ganzen ruhig bleibe, dürfen wohl nicht alle ihre persönliche Ruhe haben.“ — Dies ist ein Ausspruch, den Calvin in einer Zeit getan hat, die nach dem Stand der Dinge in Genf einer seiner besten Kenner mit dem Kennwort „Der Triumph“ ver­sehen hat, in einer Zeit also, wo nach dem Schema alle Schwierigkeiten beseitigt gewesen seien, alle Kampfes­hitze dahinten liege. Man kann wohl sagen, daß es diese Zeit für Calvin nie gab; ja, daß er auch nie nach einem solchen Zustand Verlangen getragen hat.

Wie er im September 1556 einmal den Rhein abwärts gereist ist, um einen langwierigen Streit in den Frank­furter Refugiantengemeinden zu schlichten, setzt er in einem Brief an Justus Jonas in Wittenberg unbewußt der Liebe zu seiner Arbeit ein ergreifendes Denkmal, wenn er schreibt: „Ich habe gewiß hier noch keine freie Stunde gehabt, so daß ich mich in meine gewöhnliche Tretmühle zurücksehne, um Erholung zu haben.“ Warf ihn eine seiner vielfachen Krankheiten aufs Kranken­lager — länger als drei, vier Tage hielt es ihn nie im Zimmer. Es wird uns nicht einmal, sondern wiederholt berichtet, daß er, auch wenn er „kaum vom Tisch zum Bett gehen“ kann, sich zur Kanzel nach St. Peter hat tragen lassen oder auch die Predigt einem nahenden Fieberanfall noch mühsam abrang, der ihn dann sofort wieder eine Weile aufs Lager zwang. Dann ließ er sich den Famulus ans Bett rufen, um ihm mit dem Rest seiner Stimme Briefe in die Feder zu diktieren, Briefe,

45

die oft die weitreichendsten Fragen mit einer ins ein­zelne gehenden Gründlichkeit und Umsicht behandeln oder uns einen Einblick in die Gefahren tun lassen, die dem alle Kräfte verzehrenden Werke in allernächster Zukunft wiederum drohten. Was er einem Polen zur Ermunterung bei dem in seiner Heimat begonnenen Werk einmal zurief — der es sprach, war wahrlich be­rechtigt, so zu sprechen: . . es wäre Unrecht, in diesem

heiligen Kriegsdienst, zu dem du Christus den Fahnen­eid geleistet hast, je müde zu werden.“

Es nimmt daher nicht wunder, wenn Calvin schon von seinen Zeitgenossen einem stets gespannten Bogen verglichen wird. Wir wollen kurz versuchen, die Viel­zahl der einzelnen Bogenblätter, die freilich im Leben als Ganzes gewirkt und der Arbeit Calvins in dieser ihrer Geschlossenheit zu ihrer Durchschlagskraft ver­holten haben, für eine kurze Weile des Betrachtens gewissermaßen künstlich auseinanderzulegen. Die sonst in einer Person verschmolzenen Züge sollen hier an ihrer reichen Auswirkung bei einzelnen Arbeitszweigen in ihrer Mannigfaltigkeit aufgewiesen werden.

Von der Arbeit des Predigers Calvin legen heute noch nicht weniger als rund zweitausend Predigtnach­schriften, erst zum Teil aus den Genfer Archiven her­vorgezogen, ein beredtes Zeugnis ab. Bedenkt man ferner, daß sich diese Predigten über einen Zeitraum von etwas mehr als zehn Jahren verteilen, so dürfte dies schon rein zahlenmäßig eine nicht geringe Arbeits­leistung ergeben.

Die hohe Zahl der Predigten erklärt sich aus der Tatsache, daß auf Betreiben Calvins — wie auch sonst üblich — neben den beiden Sonntagsgottesdiensten Wochenpredigten gehalten wurden, die übrigens so früh lagen — sommers um sechs Uhr, winters eine Stunde später —, daß auch die werktätige Bevölkerung daran teilnehmen konnte. Calvin hat also jeden Sonn­tag zweimal und dann eine um die andere Woche werk-

46

täglich gepredigt. Hiervon die Mittwochspredigt zu hören, gehörte zum Mindestmaß des damals in Genf vom Kirchenglied Erwarteten. Auch bemüht sich Calvin noch im Jahre 1555, die Zahl der Predigten zu erhöhen, und ruft zu diesem Zweck den des Gallars, einen frühe­ren Gehilfen und jetzigen Pfarrer, von seiner auswär­tigen Tätigkeit in die Stadt zurück. Zu besonderen und nur mit Einwilligung des Rates festzusetzenden Dank­gottesdiensten wurde von Ratsdienern hausweise einge­laden. Sonst weist bekanntlich die Genfer Ordnung die­ses Merkmal auf, daß nur die drei hohen Festtage, aber keines der auf einen Wochentag fallenden Feste, wie der Karfreitag etwa, beibehalten wurden. Der Sonntag war von Calvin dadurch ausgezeichnet, daß an ihm ausnahmslos als Predigttext Stellen aus dem Neuen Testament oder den so hochgeschätzten Psalmen zu­grunde gelegt wurden, während an den Wochentagen fortlaufend in Abschnitten über ganze Bücher, ein­schließlich der alttestamentlichen Schriften, gepredigt wurde.

Einer seiner Hörer hat berichtet, Calvin habe wäh­rend seiner Predigten, die etwa drei Viertelstunden währten, „bedächtig“ und „mit Pausen“ gesprochen. Diese ihm zu einem Teil sicher oft durch sein körper­liches Befinden aufgezwungene Sprechweise hatte den Vorteil, daß sie einem gewandten Schreiber eine Nach­schrift erlaubte. Die im Laufe der Jahre immer zahl­reicher von der Person Calvins angezogenen und in Genf eine Freistatt findenden Franzosen hatten einen der Ihren, Denies Ragueneau, schon im Jahre 1549 mit diesem Posten bedacht; bis zu seinem Tode anno 60 hat er seines Amtes treu gewaltet und auf diese Weise die meisten der erhaltenen Nachschriften hergestellt. Aller­dings scheint er noch einen unbekannten Nachfolger gehabt zu haben; denn gerade ein Jahr später konnte Calvin Admiral de Coligny — der übrigens zu der vielleicht noch zahlreicheren Predigtlesergemeinde Cal-

47

vins gehörte — berichten, daß er zu einer bestimmten Angelegenheit — es handelte sich um den mißlungenen Aufstand der Hugenotten von Amboise — eine fest- umrissene Stellung eingenommen habe, wie mehrere seiner Predigten dartäten, die „mit Angabe von Mo­nats- und Tagesdatum aufgezeichnet“ vorlägen.

Es wird hier ein bemerkenswertes Kennzeichen Cal- vinischer Predigt deutlich, daß er sich nämlich nicht scheute, „vor der Öffentlichkeit“ ganz bestimmte Tages­fragen zu erörtern, und dieses nun wiederum nicht erst nach Durchsetzung seines Einflusses auch in der Rats­stube, sondern bereits im Februar 1545 teilt er Viret mit: „Ich habe auch schon in fast zehn Predigten die Verhältnisse unserer inneren Stadtpolitik durchgenom­men.“ Auch dieses ist ein Zeichen dafür, daß Calvins tätiger Christenglaube eine diese Welt umgestaltende Kraft in sich trägt.

Genau zehn Jahre später kann er daher bei einer französischen Hugenottengemeinde in Poitiers sich mühelos gegen den Vorwurf verteidigen, „daß wir in unsern Predigten nur Spaß trieben und gegen die Papisten donnerten, ohne die Fehler unserer Hörer zu bekämpfen“; denn, sagt er, „das kann durch nichts besser widerlegt werden als durch die gedruckten Pre­digten über den 119. Psalm, die von mir durch alle Welt fliegen. Die zweiundzwanzig Predigten über den 119. Psalm habe ich nicht nur im Studierzimmer ge­schrieben, sondern sie sind gedruckt, genau, wie man sie aus meinem Munde in der Kirche hörte. Da seht ihr unsere Art und gewöhnliche Weise zu predigen.“

Ob Calvin übrigens immer zu schriftlicher Ausarbei­tung seiner Predigten gekommen ist, wird mehr als zweifelhaft, wenn man andere gelegentliche Äußerun­gen bedenkt, so, wenn er berichtet, daß er die Zeit nach dem Abendessen der Meditation der morgigen Predigt widmen wolle, ja, in einem so bewegten Jahr, wie es 1555 für Calvin war, hören wir, wie ihn vom Abend-

48

essen bis in die späte Nacht hinein eilige Geschäfte abgehalten hätten. „Jetzt muß ich noch die Predigt für morgen überlegen, und wenn ich an meine Gesundheit denke“, fügt er hinzu, „müßte ich auch ins Bett.“ Den­noch stellen die Predigten Calvins eine so tief durch­dachte, in sich abgerundete Auslegung des biblisdien Wortes dar, die zudem in einer bewußt schlichten, auch dem einfachen Menschen eingehenden Sprache gehalten sind, daß sie einen selbst heute noch lange nicht er­schöpften Quell christlicher Erkenntnis darstellen.

Etwas von dem Künstler und Seelenführer Calvin verrät uns seine bildergesättigte Predigtsprache. Die Natur, die Werkstätten der Handwerker, an denen ihn sein Gang durch die Straßen der Stadt soeben noch vor­beiführte, wenn er etwa in der entlegeneren Unter­stadtkirche St. Gervais zu predigen hatte — alles muß ihm als Gleichnis zur Erklärung des einen Wunders dienen, der gnädigen Herablassung des majestätischen Gottes zu menschlicher Ablehnung und Empörung wider den rechtmäßigen Herrn. „Die Überleitung zu den Bildern, die Calvin dann und wann brauchte, um seinem Gemeinschaftsgedanken Nachdruck zu verleihen, mag das unendlich oft verwandte Bild vom Zügel und dem gezügelten Roß geben . . . Wir sehen hier dasselbe Interesse an der die menschliche Art überwindenden Zucht Gottes, die ihm auch gern das Psalmbild (Psalm 129, 3) in den Mund legt: Gott führt den Pflug über uns hin“, schreibt ein Sachkenner dieses Gebiets.

Neben den zartesten Klängen: „Wir sind hier wie die Vöglein auf dem Ast . . .“ linden sich in seinen Predigten gewaltige Gesichte wie diese: „Wenn auch dichte, dunkle Wolken da sind, die Sonne hört doch nicht auf mit Leuchten; freilich, ihre Klarheit dringt nicht bis zu uns . . . Aber die Sonne bleibt stets in ihrer Kraft ... Nun, Gott ist noch über der Sonne!“ Oder welche Lebendigkeit der Naturauffassung spricht aus folgender Predigtstelle: „Wenn die Sonne über der

4 Calvin

49

Erde zu scheinen beginnt, so ist’s, als hätte man einen Erdklumpen zu Töpfen genommen, sie gebildet und schön geschmückt ... So wenn Gott die Tageshelle schickt, da ist’s, als bildete er die Erde und gäbe ihr Schöne, damit wir sie bewundernd betrachten; so be­kleidet er sie, die zuvor nackt war, . . . wenigstens für unsern Blick.“

Erstaunt stellen wir weiter fest, daß sich neben dieser hohe künstlerische Zusammenschau hervorbringenden Geistesanlage eine dieser scheinbar entgegengesetzte, nämlich die des mit seinem Verstände alles zergliedern­den Gelehrten bei einunddemselben Menschen findet. Auch hier steht Calvin in der Mitte zwischen den beiden andern Reformatoren, dem erfinderisch tiefen Genie Luthers und dem verstandeshellen Organisationstalent Zwinglis, auch hier vereinigt er beider Gaben in sich.

Wir können ähnlich wie zuvor sagen: wären uns nur die Bibelerklärungen, die Calvin in seinen Kommentar­werken niedergelegt hat, erhalten, es wäre genug, ihm einen der ersten Plätze unter den gelehrten Auslegern aller Zeiten zu sichern, wenn man ihm nicht — wie gar nicht selten geschieht — den Siegeskranz hierin über­lassen will. Selbst Bossuet, der große spätere katho­lische Kanzelredner, hat bei aller seiner Gehässigkeit festgestellt: „Luther triumphierte durch die lebendige Stimme, aber die Feder Calvins war korrekter, beson­ders im Lateinischen.“ Und ein Zeitgenosse Calvins kann dieses Urteil noch ergänzen, wenn er sagt: „Denn er (Calvin) war auch ein guter Schriftsteller, sowohl im Lateinischen wie im Französischen, dem unsere fran­zösische Sprache zu großem Dank verpflichtet ist, weil er sie mit einer Unzahl guter Abhandlungen bereichert hat.“

Abgesehen von den historischen Büchern ab Richter und der Spruchweisheit unter Salomos Namen im Alten und der Offenbarung des Johannes im Neuen Testa­ment liegen von Calvin zu so ziemlich allen biblischen

50

Büchern Erklärungen vor, die er teils selbst herausgab, teils auch von seinen Gehilfen wie Joinvilliers nach Nachschriften in der Vorlesung veröffentlichen ließ. (Jm die Herausgabe seines ersten Kommentars (zum Römerbrief 1539) ist er von dein Baseler Buchdrucker Oporin, bei dem er seinerzeit gewohnt hat, förmlich gebeten worden. In dem Vorwort, wo er frühere ähn­liche Arbeiten Melanchthons, Bullingers und Butzers schlaglichtartig, doch treffend beleuchtet, gibt er diesem seinem eigenen Buch einen Wunsch mit: daß es zum öffentlichen Wohl der Kirche dienen möge, und eine Selbstcharakteristik: daß kein Leser sich beschweren könne, er werde bei viel Überflüssigem aufgehalten. An beiden Merkmalen erkennen wir wieder den gan­zen Calvin. \*

Wenn nach Calvins eigenem Wort „die Sprache die Ausdrucksform des Geistes“ ist, so wirft die Kürze und genaue Prägung des Ausdrucks, in die Calvin auch sonst seinen Stolz setzt, ein höchst bezeichnendes Licht auf den ganzen Menschen. War ihm nicht ein Servet schon wegen seiner überladenen Sprache, ehe er ihn je zu Gesicht bekam, und als er nur sein ihm von ihm selbst zugeschicktes Geistesprodukt in Händen hielt, verdäch­tig? Auch gegen den sonst hochverehrten Butzer hat er sich wegen seiner Neigung zur Mystik aus ähnlichen Gründen abgegrenzt. Gelegentlich eines eigenen Gut­achtens bemerkt er: „Auch lag mir die Kürze sehr am Herzen, um alles umfassen zu können.“ Fällt von hier aus nicht ein neues Licht auf die stattliche Reihe seiner Kommentare, ein noch bezeichnenderes aber auf ihren Verfasser selbst? Im Vorwort zu seinem letzten Werk, der Erklärung einer Zusammenfassung der fünf Bücher

’ Für die Gemeinde sind diese Schätze leicht zugänglich ge= macht in den deutschen Auswahlübersetzungen, die unter Lei= tung von Prof. K. Mäller + in der Buchhandlung des Erziehungs= Vereins in Neukirchen erschienen; eine sorgfältige neue Reihe, auf 20 Bände erweitert, gibt dort jetzt Prof. O. **Weber** heraus, betitelt: Johannes **Calvins Auslegung der Heiligen Schrift.**

4\*

51

Moses, „bei deren Herstellung er öfters kaum mehr für sein Leben hoffen durfte“, teilt er seine Ansicht mit, er habe „deshalb lieber eine knapp zusammengefaßte als eine unvollendete Arbeit hinterlassen“ wollen.

Es ist fast überflüssig zu beweisen, wertvoll jedoch zu erkennen, wie das religiös entstandene Lebensgrund­gefühl Calvins, das wir mit den Worten „Zucht und Weite“ umschreiben, sich in allen Lebensgebieten form­prägend auswirkt. Einer Auffassung, die die Religion in „eine Provinz des Geistes“ retten und hier ein vom wirklichen Leben getrenntes, vielleicht gar beschauliches Leben fristen lassen möchte, ist hiermit ein für allemal die Wahrheitsgrundlage entzogen. Religion als priva­ter Sport, als Lieblingsbeschäftigung für besondere Altersklassen oder als Luxus, neben der harten Wirk­lichkeit betrieben, ist eine den Reformatoren noch unbe­kannt gebliebene Verfallserscheinung.

Freilich klaffte zwischen „Glauben und Wissen“ für ihr geistiges Auge noch nicht jener verhängnisvolle Spalt, den die mißverstandenen Gedankengänge eines Averroes mit ihrer kabbalistischen Art in das Geistes­leben des Abendlandes als Bazillus der Zersetzung ein­geschleppt hatten, ihm dadurch seine Wurzel im Gottes­glauben abnagend. Calvin, der noch aussprechen konnte, daß „auch die Güter der Natur selbst vom Geiste Got­tes kommen, der den einzelnen nicht weniger Einsehen als Leben gibt“, für den der Ausgangspunkt seiner Ak­tivität noch nicht im leeren, im blutleersten Raum ab­strakten Denkens lag, der sprach: „Es ist gewiß etwas vom Geiste Gottes, dieses Licht des Verstandes, in dem wir alle uns regen“, der konnte daher auch diese ge­lehrte Leistung einer Wissen und Leben, einer — man möchte, zwar mißdeutungsfähig, sagen — Himmel und Hölle zusammenschweißenden letzten Ausgabe der „Unterweisung in christlicher Religion“ hervorbringen.

Noch in dem gleichen Jahre 1559, wo er dieses Werk vollendete, hat Calvin aus seiner Erkenntnis heraus,

52

die er später dem Fürsten Radziwill gegenüber so aus­sprach: „Schulen sind nun einmal die Pflanzstätten für Pfarrer und werden mit Recht für Schatzkammern der himmlischen Lehre gehalten“, nach der Genehmigung durch den Rat und mit Mitteln aus einer Kollekte in der Gemeinde, die zehntausend Gulden erbrachte, die Gen­fer Akademie begründet. Nachdem ihm die Schroffheit der Berner, welche die Lausanner Professoren zum Ab­zug bewog, zu seinen ersten Lehrkräften verholfen hatte, hat er sich auch später mit aller Leidenschaft, deren er bei seinem Eifer in guter Sache fähig war, um genügende Stärke und Güte des Lehrkörpers be­müht. Er scheut sich nicht, an Jean Mercier, der in Paris eine Professur des Hebräischen innehatte, heran­zutreten, um ihn in das doch so viel bescheidenere Genf zu ziehen. Er kann dieser Bitte mit folgendem Hinweis Nachdruck verleihen: „Schätzest Du es denn nicht hoch ein, Schüler auszubilden, die in kurzem in ganz Frankreich verbreitet sein werden?“ Tatsächlich ist die Genfer Akademie von ihrer Gründung an, bei der etwa zweihundert junge Männer eintraten, begün­stigt durch ihre geographische Lage, ein Anziehungs­punkt von evangelisch gesonnenen Studenten aus aller Herren Länder gewesen und hat nicht zum wenigsten dazu gedient, Calvins Geist in die Weite der dama­ligen Welt hinauszutragen. Um so beachtlicher ist, daß Calvin nicht selber die Leitung übernahm, sondern von vornherein den aus Lausanne herübergekommenen Ge­lehrten und Dichter Theodor Beza — auch ein Volmar- Sdiüler wie Calvin selbst — zum Rektor machte. Dieser Mann wurde später auch der Nachfolger Calvins in der Leitung der Genfer Kirche.

Es hat eben Calvin nie daran gelegen, seine Person in den Vordergrund zu rücken; wenn er eine Sache in guten Händen sah, konnte er in den Hintergrund zu­rücktreten. Wäre er der Selbstherrliche — wie uns seine Schmäher glauben machen wollten —, wie hätte er

53

dann jenes Kollegium ins Leben gerufen, wo in ge­meinsamer Beratung, ja gegenseitiger Personalkritik aneinander die Genfer Kirche geleitet wurde: die „Venerable Compagnie“, die „verehrungswürdige Ge­sellschaft der Prediger und Diener des Wortes Gottes zu Genf“? „Wie ein Vater“ sei Calvin „inmitten der Gesellschaft und gegen einen jeden von ihr im einzel­nen gewesen“, stellt Beza in der ersten Sitzung dieser Körperschaft nach dem Ableben ihres Begründers fest.

Calvin hat als Leiter der Genfer Kirche in diesem Zusammenschluß der Prediger, Lehrer und Diakone, die jede Woche am Freitag als „Kongregation“ zu einer Sitzung zusammentraten, ein Führerkorps geschaffen, das zu einheitlicher Wirkung nach außen dadurch kom­men konnte, daß hier die Möglichkeit bestand, eine einheitliche Willensbildung im engsten Mitarbeiterkreis zu schaffen, auch — wie besonders im Anfang nötig — Differenzen persönlicher und sachlicher Art an der Basis, nicht erst an der Peripherie zu beheben. Durch die dreimonatlich an jedem der Beteiligten von den übrigen Amtsbrüdern freimütig vollzogene Kritik wurde das einzelne Glied vor Schäden des Einzelgän- gertums bewahrt und das Ansehen der Körperschaft als ganzer dem Volk gegenüber gestärkt.

In einer ausführlichen Stellungnahme vom 4. Novem­ber 1544 hat Calvin den Nutzen dieser Einrichtung gegen Einwände eines Pfarrers Chaponneau überzeu­gend dargetan. Energisch gleich sein Einsatz: „Erstens, da die Diener am Wort einer gewissen bestimmten Rechtsordnung unter sich bedürfen, so braucht man nicht zu fragen, ob wir auch ohne Gesetze leben könn­ten, sondern es ist besser, gleich auf die Art der Ein­richtung und Anordnung der Sache einzutreten Die Richtigkeit der Idee wird auch durch eine — frei­lich mehr kurios wirkende — Notiz beleuchtet, daß nämlich in den sechziger Jahren die Genfer Ratsherren zu einem ganz entsprechenden Brauch übergingen.

54

Weil der genannte Zeitpunkt aber mit dem viermal jährlich gefeierten Abendmahlsgang in engstem Zu­sammenhang steht, so wird deutlich, daß diese Ein­richtung keineswegs bloßen Zweckmäßigkeitserwägun­gen ihr Entstehen verdankt, sondern Beichtcharakter trägt. Durch die dabei regelmäßig gehaltene Bibeler­klärung, die auch sonstigen Gemeindegliedern zugäng­lich war — am 20. Mai 1544 z. B. „waren etwa sechzig Leute anwesend zur gemeinsamen Schrifterklärung“ —, wird der Gesichtspunkt der Glaubensvertiefung als wesentlich mit hingestellt. Denn, wie Calvin später einmal schreibt, „wenn wir uns täglich in der Heiligen Schrift stärken, so bröckelt die Wahrheitserkenntnis, die wir hatten, Stück um Stück ab“.

Die Arbeit in der Gemeinde war ebenfalls nicht auf den engeren Kreis der Pfarrer beschränkt. Abgesehen davon, daß auch das Amt des „Diakonen“ zur Versor­gung der Armen eingerichtet wurde, so hat Calvin auch Luthers Gedanken vom „allgemeinen Priestertum“ eine wohldurchdachte Ausführung im sogenannten „Konsi­storium“, dem Ältestenrat, gegeben. Es kann als das Seitenstück zur „Kongregation“ gelten, das deren Arbeit die Weite der Auswirkung verleiht.

„Jährlich werden zwölf Älteste gewählt, nämlich zwei aus dem Kleinen Rat, die übrigen aus dem Rat der Zweihundert, gleichgültig, ob Alteingesessene oder Neubürger. Wer recht und treu seines Amtes waltet, wird nach Jahresfrist nicht entlassen, außer wenn er etwa durch ein anderes Staatsamt in Anspruch genom­men wird. Vor der Wahl werden die Namen der Kan­didaten veröffentlicht, so daß, wer einen als unwürdig kennt, es rechtzeitig melden kann“, teilt Calvin dem späteren Verfasser des Heidelberger Katechismus, Cas­par Olevianus, anno 1560 mit, wobei ihm — wie aus einem späteren Brief hervorgeht — keineswegs an die­ser Zwölfzahl gelegen ist; denn für Heidelberg werden

55

acht Männer, der dortigen Lage entsprechend, in Aus­sicht genommen.

Bei der jährlichen bezirksweisen Hausinspektion, die besonders den Neuzugezogenen gilt, bei den Eingeses­senen nur auf grobe Zank- oder Trunksucht und den Predigtbesuch achtet, begleitet regelmäßig ein Ältester den Pfarrer. Hilft gütliche Vermahnung hier nichts, wird das betreffende fehlgehende Gemeindeglied vor das am Donnerstag tagende Konsistorium geladen, um eine Rüge entgegenzunehmen, beziehungsweise wird der zeitlich begrenzte Abendmahlsausschluß über ihn verhängt. Schwerwiegende Fälle, die gegen die städti­schen Gesetze verstoßen, werden dem Rat zur Aburtei­lung übergeben. „Verachtet jemand verstockt die kirch­liche Macht und läßt nicht innert Jahresfrist von seinem Trotz, so wird er von dem Rat auf ein Jahr ausge­wiesen.“ So konnte Calvin 1560 berichten, als schon der den Vorsitz führende Stadtsyndikus seinen Amtsstab vor der Tür des Konsistoriums abstellte, zum Zeichen, daß Kirchenordnung ein eigenes selbständiges Erfordernis bilde. Doch gerade an diesem Punkt hat Calvin es er­fahren, daß — wie er einmal schrieb — „Kirchenzucht verhaßt macht“. Hier hatte der alte Patrizier Favre 1547 getrotzt und die Zuständigkeit der Einrichtung angefochten, hier ein Münzmeister Berthelier anfangs September 1553 seine Zulassung zum Abendmahl durch den Rat ertrotzen wollen und Calvin, bis zum Äußer­sten entschlossen und auf eine abermalige Vertreibung gefaßt, im entscheidenden Gottesdienst zu der Erklä­rung veranlaßt: „Sollte einer sich unterstehen, sich an diesen heiligen Tisch zu drängen, dem es vom Konsi­storium untersagt ist, so ist es sicher, bei meinem Leben, daß ich mich zeigen werde, wie es meine Pflicht erfor­dert.“

Hat Calvin auch immer darauf gesehen, daß „Takt und Freundlichkeit“ die Männer auszeichnen müsse, die das Ältestenamt bekleiden, so hat er an dessen grund-

56

sätzlichem Recht und seiner Notwendigkeit mit aller Energie festgehalten. 1562 war es deshalb möglich, daß wiederum ein hochgestelltes Mitglied des Rates, An­toine Froment, wegen sittlicher Vergehen zehn Jahre der Verbannung auf sich nehmen mußte. Wurde ein Pfarrer eines bannwürdigen Verbrechens überführt, verlor er auf der Stelle sein Amt, „wie wir alle es nötig haben, im Zaume gehalten zu werden, und die, die über die Herde zu wachen haben, sollen in allererster Linie getadelt und gezüchtigt werden, wenn sie fehlen“.

An diesem Satz Calvins darf ein kleiner Zug nicht übersehen werden: daß er sich selber in dem „wir“ mit unter das ausgesprochene Urteil stellt. Nur wer die Wahrhaftigkeit Calvins im Urteil gegen sich selber kennt, wird auch die Schärfe Calvins da, wo er als Richter über andere befindet, nicht mißdeuten.

„Was Du von mir hältst“, schreibt Calvin dem Ber­ner Ratsherrn Zurkinden, der ihn zur Milde gegen Castellio aufgefordert hatte, „und zuweilen auch sagst, weiß ich wohl und bin nicht so von mir eingenommen, daß mir ein paar Fehler, die Du an mir rügst, nicht auch mißfielen; dafür habe ich manchen guten Zeugen.“ Calvin kannte seine Heftigkeit und hat in ständigem Kampf mit ihr gelegen. Noch bezeichnender ist aber der Schluß des gleichen Briefes: „Ich sehe eben, wie bitter der Brief geworden ist, und wenig fehlt, so risse ich ihn in hundert Stücke; aber es ist nicht meine Art, zu verhehlen, was mein Herz so schwer drückt . . . Denn schmeichlerisch zu lügen, dazu bringt man mich nicht.“ Ein Brief an Bullinger aus demselben Winter 1559, der ebenfalls mit einer Selbstkritik über „einen allzu ärgerlichen“ Tonfall schließt, zeigt auch noch die Be­gleitumstände, unter denen er entstanden ist: die peini­genden Schmerzen, die den Schreiber ins Haus sperren.

Weil Calvin in seinem eigenen Gewissen vor Gott ehrlich geworden war — wir denken an oben gebrachte Stellen aus der Pariser Cop-Rede —, liebte er auch vor

57

Menschen keine Verstellung. Er, dessen Augen auf den Kampfrichter im Himmel“ mehr sahen als auf den Beifall für einen Augenblickserfolg, ist damit zu einer Unabhängigkeit und einem Freimut gekommen, der einem auf Schritt und Tritt bei ihm begegnet. Ob diese unbestechliche Ehrlichkeit, diese Atmosphäre von Lau­terkeit, die Calvin umgibt, nicht auch etwas das Ge­heimnis seiner Wirkungsweite erklärt, des unbegrenz­ten Vertrauens, das ihm von allen Seiten zuströmte — es sei denn aus Böswilligkeit, Neid oder Radisucht zu­rückgenommen? Diente es nicht zur „Reinigung der Luft“, wie er selbst es nannte, wenn er einem Besucher schrieb: „Daß ich Dich bei unserm letzten Zusammen­treffen nicht gerade heiter empfing, geschah weder aus Widerwillen gegen Dich noch aus Verachtung, sondern einfach, weil ich mich nicht anders stellen wollte, als mir zumute war“; dann läßt Calvin die Aufzählung seiner Gründe folgen.

Daß Calvin auch sonst von einer seltenen Freimütig­keit seiner Äußerungen gewesen, beweist jeder seiner Briefe. Einmal muß er den Empfänger bitten, den Brief nachher zu vernichten, daß er nicht in Unrechte Hände gerate; selbst der Geheimdienst des französischen Hofes hatte nämlich zuweilen Interesse an diesen Sdiriftstük- ken, wohl aus einem ähnlichen Grunde. Ein besonderes Zeugnis von Offenheit ist der bis ins einzelne gehende Krankheitsbericht aus dem Jahre 1558 an Melandithon, der auch nicht gerade schmeichlerisch beginnt: „Weil ich wohl weiß, daß Du zwar selbst lässig bist im Brief­schreiben und so auch Deinen Freunden gern diesen Liebesdienst erläßt, so hatte ich eigentlich vor, mich mit Krankheit zu entschuldigen, erlauchter Mann und ver­ehrter Bruder, wenn es mich andererseits nicht freute, in Deinen Busen ausschütten zu können, was mich drückt.“ Wer so unverhüllt, wie es hier geschieht, über seine körperlichen Gebrechen berichtet, der muß auch die Krankheiten, wo er sie sonst sah, beim rechten

58

Namen genannt haben. „Meine scharfe Sprache könnte Dich vielleicht verletzen, wenn Deine Hoheit mir nicht verziehe, weil ich so reden muß. Entweder muß ich ganz schweigen oder ehrlich schreiben, wie ich's meine; denn ich will nichts anderes als Deiner Hoheit nützen“, be­kommt der Kastellan von Krakau zu lesen.

Es darf daher nicht wundernehmen, daß Calvin ein scharf ausgeprägtes Urteil über Menschen besitzt. Wie gar oft hat er doch an dem so hingebungsvoll verehrten Melanchthon dessen übergroße Zurückhaltung gerügt oder den Farel sein Ungestüm zu mäßigen angehalten! Welche Hochachtung, ja Dankesschuldabstattung liegt in der Anrede Luthers als „Hirt der christlichen Kirche“ und „im Herrn hochverehrter Vater“ in dem einzigen Brief, den er an Luther selbst abgesandt hat! Zwingli hat er nicht die einzigartige Stellung Luthers zuerkannt und sich wegen seiner Abendmahlsauffassung wesent­lich von ihm abgesetzt.

Weil die eben berührten Namen schwerer wiegen als viele andere, mag hier die Darstellung etwas weiter ausholen, als es sonst in diesem Rahmen möglich ist. Auch wenn das Urteil über die Großen unserer Kirche nicht von ihren eigenen persönlichen Anziehungs- und Abstoßungskräften in Begegnungen zu ihren Lebzeiten und ihren eigenen Empfindungen darüber abhängt, ist es doch ungeheuer reizvoll und gerade für das Verhält­nis der Bruderkonfessionen des Luther- und des Refor- miertentums auch durchaus belangreich, zu wissen, wie Calvins Urteil über Luther lautet.

In seiner Frühzeit, den ersten Genfer Jahren, war Calvin geneigt, das damalige Schweizer Allgemein­urteil über Luther zu teilen, daß seine „Glaubensfestig­keit“ durch eine „Beimischung von Trotz“ nicht un­erheblich an Wert einbüße, auch wenn Calvin „von seiner wahren Frömmigkeit fest überzeugt“ war. Luther „nehme selbst gar nichts zurück, mildere nichts, sondern halte hartnäckig alles fest“, was ihn von Zwinglis An-

59

sicht trenne. Hierbei läßt Calvin über diesen einfließen: „Daß in Zwinglis Lehre gar nichts Bedenkliches ge­wesen, gebe ich keineswegs zu.“ Später hat sich das Urteil noch wesentlich zuungunsten Zwinglis entwickelt; Calvin hat offen ausgesprochen, „wie weit Luther ihn überragt, wenn man die beiden vergleicht“.

Ein besonderes Erlebnis, das oben anläßlich der Sadolet-Schrift bereits Erwähnung fand, setzte Calvin zudem in den Stand, sein Urteil auf eigene Erfahrung zu stützen. Es war in der Straßburger Zeit, als der dortige Buchdrucker Krafft mit zwei an Martin Butzer gerichteten Briefen aus Wittenberg eintraf; sowohl in dem von Luthers, wie in dem von Melanchthons Hand wird Calvin neben Sturm freundlich gegrüßt. Luther teilt mit, er „habe ihre Büchlein mit großem Vergnügen gelesen“, und Melanchthon kann durch Boten noch wei­ter folgendes berichten lassen: Calvin sei sehr in Gun­sten gekommen. Man habe, um Luther aufzuhetzen, ihm gezeigt, wie scharf er samt den Seinen von Calvin ge­tadelt werde. Er habe also die Stelle näher angesehen und gemerkt, daß sie ohne Zweifel auf ihn gehe. Schließlich habe er gesagt: „Ich hoffe, er wird einmal besser von uns denken; es ist nur billig, daß wir von einem so tüchtigen Geist einmal etwas hinnehmen.“ Daraufhin gibt Calvin in seinem Brief vom 20. Novem­ber 1539 sein Urteil wie folgt ab: „Nun erinnere Dich an das, was ich dort vom Abendmahl sage, und bedenke Luthers Aufrichtigkeit!“ und: „Wenn uns nun solche Mäßigung nicht überwände, wir müßten wahrlich von Stein sein. Ich bin überwunden. So habe ich etwas ge­schrieben, das ihm Genugtuung leistet; das soll ins Vor­wort zum Römerbrief eingerückt werden.“

Bei den Religionsgesprächen in Hagenau und Regens­burg erlebte Calvin, wie man evangelischerseits nichts Bindendes abmachte, ohne zuvor Luthers Rat und Stel­lungnahme eingeholt zu haben. Er ist von der weltge­schichtlichen Bedeutung Luthers überzeugt, der er eben-

60

so kurz wie wuchtig in seinem Widmungsschreiben des Kommentars zu den katholischen Briefen an Eduard VI. von England öffentlich Ausdruck in dem Satz verleiht: ..Seitdem Luther das Papsttum ins Wanken brachte . .

Kann Calvin zwar den Zürchern später schreiben:

. . wenn manche Luther und andern geschmeichelt haben — ich gehöre nicht zu ihnen“, so ließ er sich in seinem Urteil über Luther von keiner Seite wankend machen. Noch 1554 spricht er von dem „trefflichen Knecht Gottes und treuen Lehrer der Kirche, Dr. Luther“ — längst nachdem seit 1546, wo dieser Große im Reiche Gottes die Augen für diese Welt geschlossen hatte, die „Nachäffer Luthers“, „die keinen von Luthers tatsäch­lichen Vorzügen besitzen, sich aber mit um so mehr Geschrei als seine echten Schüler ausgeben“, Calvin so hart zusetzen. „Aber die meisten glauben Luthers Ab­bilder zu sein, wenn sie, statt von Geistesgröße, wie er sie hatte, von aufgeblasener Anmaßung trotzen.“ Noch knapp ein Jahr vor seinem Tode konnte Calvin dem Kurfürsten Friedrich von der Pfalz in bezug auf diese Art Lutheraner schreiben: „Nur die Hauptpunkte will ich kurz berühren, in denen wir von ihren Lehrern, die ich übrigens nichtsdestoweniger persönlich liebe, ab- weichen.“

Aber nicht nur Calvins Meinung über seine Amts­brüder und Lehrfragen zeigen eine seltene Klarheit und Treffsicherheit des Urteils, auch auf Zeitereignisse und sonstige führende Zeitgenossen fällt oft bezeich­nendes Licht. Calvin hat sich, zumal in seinem Brief­wechsel mit fürstlichen Personen oder seinen Wid­mungsschreiben an diese, mit genau dem gleichen Frei­mut geäußert, wie er andererseits „die Gewohnheit“ hatte, „selbst die geringsten und verachtetsten Leute aus dem Volke anzuhören“. Seine Rechtfertigung vor Marguerite von Navarra und die Erzieherratschläge für den jungen Heinrich aus demselben Königshause, nachmaligen König von Frankreich, sind die klassischen

61

Beispiele. Marguerite warnte er ernstlich, weiter den freigeistigen Wiedertäufern die Gunst zu schenken. „Ich erfuhr, daß die beiden (Wiedertäufer) immer da­hinter her sind, die reine Lehre umzustürzen . . . Ein Hund bellt, wenn er sieht, daß man seinen Herrn an­greift. Ich wäre sehr feige, wenn ich Gottes Wahrheit angegriffen sähe und bliebe stumm und gäbe keinen Laut. Ich bin fest überzeugt, daß Sie nicht meinen, zu Ihren Gunsten würde ich zum Verräter an der Vertei­digung des Evangeliums, die Gott mir anvertraut hat."

Dem Prinzen schreibt er: „Wenn die höfischen Lüste schon Eure Diener verderben, wieviel gefährlicher sind Euch Prinzen die Nachstellungen, die Euch in all den Ergötzungen und Vergnügungen in solcher Fülle ent­gegentreten, daß es fast ein Wunder ist, wenn einer nicht in solchem Leichtsinn ganz aufgeht! Es wider­strebt doch sicher schon der Natur, solche Masse von Vergnügungen ohne eigentliches Vergnügen zu genie­ßen. Wie schwer es aber ist, mitten in solchen Festen sich die Reinheit unbefleckt zu erhalten, ist aus den Tatsachen mehr als bekannt. Du aber, durchlauchtigster Prinz, halte für Gift, was nur dazu da ist, die Sinnlich­keit zu züchten; denn wenn Dich jetzt schon schwächt, was die Enthaltsamkeit und die Selbstbeherrschung ver­nichten will, nach was könnte es Dich als Erwachsener nicht erst gelüsten! ... Weg zwar mit aller übermäßi­gen Strenge, die alles Angenehme aus dem Leben ban­nen will; aber wie schlüpfrig der Pfad vom sicheren, selbstgefälligen Wesen zum frechen Laster ist, zeigen nur zu viele Beispiele ... Nichts ist ja schöner als Dein leutseliges, bescheidenes und höfliches Wesen; aber kein Herz ist so sanft und fest, daß nicht der Rausch des Beifalls es zu Wildheit und Rauheit entarten lassen könnte, und da nun unzählige Schmeichler Deinen Geist in allerlei Lüsten zu entflammen suchen, wie scharf mußt Du da aufpassen! ...“ Wenn in diese Worte auch schon die letzte Ehrlichkeit des vom Tode Gezeichneten

62

mit hineinklingt, so ist sie doch nichts als die Steigerung des auch sonst im Leben Bewiesenen.

Einen besonderen Raum beanspruchen in den Lebens­darstellungen Calvins meist die „Lehrprozesse“; sei es nun, um ihm einen besonders schweren Makel anzu­heften, sei es, um ihn von irgendeinem solchen Tadel rein zu waschen. Wer einmal Calvins Strenge im Urteil als den Ausgangspunkt aller richterlichen Funktionen kennengelernt hat, wird hier nicht überrascht sein, daß Calvin auch an dieser Stelle den Gedanken die Tat folgen zu lassen bestrebt war. Wer diese Haltung sonst als Vorzug empfindet, wird hier nur eine Folgerichtig­keit feststellen müssen, die es in ihrer Schwere zu ver­stehen gilt.

Abgesehen davon, daß zu ihrem Verständnis auf einige Nebenumstände hingewiesen werden kann, wie auf die Geltung der hochnotpeinlichen Gerichtsordnung der sogenannten „Carolina“ — nach Karl V. so benannt —, die als Stadtrecht eben ohne Calvins Zutun oder Abraten in Genf in Geltung war, oder etwa darauf, daß man nicht gewisse Statistiken anführen darf, ohne die Tatsache mit zu erwähnen, es habe zweimal in Genf gegen eine Volksverseuchung durch Pestverbreiter eingeschritten werden müssen, kann man weder durch sentimentale Sühnesteine noch durch romanhafte Ver­schönerungsversuche die Unerbittlichkeit der Tatsachen korrigieren.\* In allen Fällen, sei es den unblutigen wie Castellio, Bolsec und anderer oder den blutigen wie Gruet und Servet, liegt der Grund in dem Erschei­nungsbild, das bei Calvin von dem Betreffenden be­stand.

Nirgends wird dies klarer als im Falle Servet selbst. An dem gleichen Tag, an dem Calvin einem Lyoner Buchhändler, der ihn Servets wegen angegangen war,

\* Von letzterem ist auch die sonst treffliche Schilderung die­ser Prozesse in **E. Stickelberger:** „Calvin", auf die hauptsächlich hingewiesen sein mag, nicht frei.

63

schrieb: „Ich habe freilich keine große Hoffnung, daß es etwas nütze bei einem Menschen, der so gesinnt ist, wie ich es hier wahrnehme“, teilt er Farel im gleichen Zusammenhang folgendes mit: „Denn kommt er hier­her, so lasse ich ihn, wenn ich irgend etwas vermag, nicht mehr lebendig wieder fort.“ Und nun bedenke man, daß diese Äußerungen getan wurden sieben Jahre, bevor jener von maßlosem Ehrgeiz Verblendete Genfer Boden betrat und damit in sein Verderben rannte! Die Einzelheiten des Prozeßverfahrens gehören der Ge­schichte der Rechtsprechung an und bleiben, soweit nicht das Aktenmaterial und gelegentliche Äußerungen in Briefen hierzu vorliegen, der Nachwelt mehr oder weni­ger erkennbar. Immerhin ist es wissenswert, daß Cal­vin im Verlauf des Prozesses eher zu einer Mäßigung als zur Schärfe des Verfahrens geraten hat.

Er zeigt hier die kluge Bändigung der Leidenschaft, die ihn als einen geborenen Politiker erscheinen lassen möchte, der sein Ziel fest im Auge behält und dieses dennoch schrittweise zu erreichen sich begnügt. Er, von dem das Wort stammt: „Wenn wir nicht können, was wir wollen, müssen wir wollen, was wir können“, hat mehr als eine Probe taktischer Meisterschaft geliefert. Er, der nicht die Mühe scheute, den Berner Pfarrern genau das Programm des Vorgehens in Sachen des Ver­leumders Bolsec vorzuzeichnen, der an Orten, wo noch keine Kirchenordnung in Frankreich wegen der Klein­heit der evangelischen Gemeindeansätze möglich war, die Wanderpredigt duldete, konnte in entscheidender Stunde auch Antoine de Bourbon ein wohldurchdachtes Programm des Vorgehens zugunsten der hart verfolg­ten Hugenotten vorlegen.

„Warten Sie nicht darauf, daß Gott Ihnen eine Bot­schaft vom Himmel schicke, sondern seien Sie fest da­von überzeugt, daß er Sie durch Ihre Berufung zu so hohem Rang und solcher Stellung bereits zu seinem Zeugen und zum Anwalt seiner Sache gemacht hat . .

64

Kann man auch nicht damit beginnen, in allem Freimut das Gute zu verteidigen und das Böse zu verdam­men . . so „könne man mit guten Vernunftgründen darlegen, daß es der Ruhe und dem Vorteil des Reiches nicht entspricht, mit Gewaltakten vorzugehen, da ja die Scheiterhaufen die Zahl derer, die man verfolgt, nur wachsen lassen . . . Auch scheint mir, man könne, ohne den Leuten, die das Evangelium nicht schmecken können, allzu große Aufregung zu geben, einige Punkte in den Vordergrund rücken, die nicht so sehr verab­scheut werden, z. B. ..

Bezeichnend ist übrigens auch hier wieder, wie Calvin die Taktik nur die unmittelbare Vorstufe zur Tat sein läßt. Noch bevor ein paar Jahre später Frankreichs Thron einen volljährigen Erben hatte und derselbe Königsverwandte, den Calvin wegen seiner Sinnlichkeit einmal als „Weinfaß“ bezeichnet, sich um die Regent­schaftsvertretung hatte bringen lassen, zeigt Calvin die nämliche Tatkraft: „Wenn wir auch zeitweilig vor Trauer fast erstarrt waren, so zwingt uns nun doch die klägliche Lage unserer Brüder in Frankreich, unsern Schmerz zu einer Tat der Fürsorge werden zu lassen, da es höchst notwendig ist und auch eine nicht außer acht zu lassende Gelegenheit sich dazu bietet“, schreibt Calvin an den Straßburger Freund Sturm und legt diesem Schreiben einen bis ins einzelne ausgearbeiteten Instruktionsentwurf zum Einschreiten der deutschen Fürsten bei.

Doch mehr als diese nur teilweise erfolgreichen Ver­suche, große Politik zu machen, die doch aus einem heißen Herzen kamen, das empfand: „wollte ich meines Volkes, dem ich angehöre, vergessen und mich seiner entschlagen, so wäre das unmenschlich und sündhaft“, verdient die politische Arbeit Calvins Erwähnung zu­gunsten der Stadt, die ihm die rastlose Sorge für ihr Wohl erst knapp fünf Jahre vor seinem Tode mit der Verleihung des Ehrenbürgerrechtes dankte.

5 Calvin

65

Als der Berner Ratsherr Zurkinden, der Calvin seit der Lausanner Disputation kannte und einer der weni­gen Berner war, die ihn des Briefverkehrs würdigten, ihn einmal zur Zeit der neuen Burgrechtsverhandlun­gen zwischen beiden Städten über diesen Punkt be­fragte, hat er recht aufschlußreiche Auskunft von Cal­vin erhalten: „Du wirst mich fragen, warum ich midi in solche Geschäfte mische, die mir nicht zukämen und mir bei vielen Leuten großen Haß zuzögen. Obwohl ich solche politische Fragen nur selten berühre und nur widerwillig mich damit befasse, lasse ich midi doch zu­weilen hereinziehen, wenn es die Notwendigkeit er­heischt. Gewiß habe ich bis dahin solches Maß gehalten, daß es midi nicht reuen muß. Du weißt, was die Bösen sagen; aber auf die leitende Stellung, die ich nach ihrer Behauptung so gierig an mich zu reißen suche, verzichte ich tatsächlich so sehr, daß ich wie ein Fremder in dieser Stadt bin; tagtäglich höre ich irgendwelche Leute aus dem Volk über Dinge politisieren, von denen ich gar nichts weiß. Der Rat aber beruft mich nur, wenn er in großen Fragen sich nicht zu raten weiß; sei es, weil er merkt, daß es sonst unpassend wäre, sei es, weil er über­haupt nicht gerne fremde Hilfe beansprucht, sei es schließlich, weil er sieht, daß ich selbst dem gerne aus- wiche.“

Also weit davon entfernt, die berüchtigte „Theokratie von Genf“ in dem Sinne einer ungebührlichen Ein­mischung in die Regierungsgeschäfte der Stadt betrie­ben zu haben, hat Calvin dennoch, wenn er darum ge­beten wurde, seine großen juristischen Fähigkeiten — man vergesse seinen Bildungsgang nicht! — nicht un­gern in den Dienst dieser schwer um ihre freie Existenz ringenden Stadt gestellt, die nach Calvins Angaben einen halben Tag weit von der französischen, zwei Tagereisen Fußmarsch von der spanischen Grenze ent­fernt lag und die „ungeschlachten Berner“ und den savoyischen Herzog als unmittelbare Rivalen zur Rech-

66

ten und zur Linken hatte. Durch seine wachsende Bedeu­tung als evangelisches Zentrum wuchs auch für Genf die Gefahr, das Ziel einer Strafexpedition katholischer Mächte zu werden. Um in diesem Fall gegen Karl V. nicht ohne entsprechenden Schutz zu sein, hat Calvin in späteren Jahren den Anschlußgedanken an Frankreich betrieben, ohne auf Gegenliebe bei den Zürichern zu stoßen.

Daß die Information von Räten evangelischer Städte durch die Geistlichkeit geschah, ist seit Zwinglis Tagen keine Sondererscheinung gewesen. Insofern nimmt Cal­vin durchaus keine Ausnahmestellung ein. Eher schon durch die Gründlichkeit, mit der er dieses Verlangen nach „einem schlichten Bericht, mir die Lage vergegen­wärtigen zu können“, befriedigt. Zur Zeit der Burg­rechtsverhandlungen mit Bern scheut er sich nicht, im Interesse seiner Stadt einen in Basel lebenden italieni­schen Arzt Gratarolo als Spitzel zu benutzen. Genau- estens hörte er, was sein Buchdrucker Crispin ihm von der Frankfurter Messe aus Deutschland, speziell aus Sachsen, für Neuigkeiten zu berichten weiß; täglich gehen Durchreisende in seinem Haus ein und aus, die ihm Briefe aus aller Welt neben ihren Berichten über­bringen. Erstaunlich daher die Vielfalt der Neuigkei­ten, die ihm bekannt sind. Im Mai 1559 ist er genau über die Dauer der Prinzessinnenhochzeit mit dem Spanier Philipp II. in Paris im Bilde, ebenso wie er aus der Schlacht bei Dreux anno 1563 die „Bravour der deutschen Reiter“, die in dieser Schlacht auf seiten der Hugenotten mitkämpften, zu rühmen weiß. Ihn erfüllt nicht nur die längere Zeit des Unverheiratetseins der englischen Königin Elisabeth mit Sorge, er drückt auch seine Enttäuschung über die Wirren der polnischen Reformationsversuche in dem kräftigen Satze aus: „Diese ganze Nation ist mir jetzt verdächtig.“

Alle diese scheinbar abseits liegenden Einzelheiten ordnen sich sofort zu einem großen Arbeitsausschnitt

5\*

67

mit planvoller Strebung, wenn man in alledem nichts anderes als das Bestreben und die Verantwortung Cal­vins als Führer der großen reformatorischen Abwehr­und Angriffsfront in den schicksalsschweren Jahren der beginnenden Gegenreformation erkennt. Daher sein Interesse an der Entwicklung der Hugenottenkirche seiner Heimat, wegen Elisabeths Eintreten fürs Evan­gelium auch sein Interesse an ihrer Person, und so allenthalben.

Ein Jahr, nachdem im Krisenjahr 1547 der deutsche Protestantismus die Fahne der Führung sinken lassen mußte, hat Calvin sie ergriffen. Er ist mit einemmal von einem ausgeprägten Sendungsbewußtsein gesamt- protestantischer Verantwortung erfüllt. Es wird ihm mit schmerzhaftem Glück aufgegangen sein, daß er zu den „paar Menschlein aus dem gewöhnlichen Volk, die aber mit aufrichtiger Lehre dies Werk fördern sollten“, das „der Herr in unserer Zeit wider Erwarten begon­nen“, zählen müsse. „Und wahrlich, da Gott midi ein­mal in die Zahl derer aufgenommen hat, durch deren Wirken er heutzutage der Welt die reine evangelische Lehre wiedergibt, warum soll ich nicht Dir, den auch eine besondere Gnade Gottes zum Schützer und Ver­fechter dieser Lehre gemacht hat, in aller Ehrfurcht nahen, obwohl ich sehr weit von Dir entfernt lebe?“ schreibt Calvin im Sommer 1548 und reicht damit dem Lordprotektor Eduard Seymor, Herzog von Somerset, dem Regentschaftsführer für Eduard VI., über den Kanal hinweg die Hand zu gemeinsamer Förderung der großen Sache des Evangeliums. Sie wurde nicht ausge­schlagen; und Calvin ist auf diesem Wege weiterge­schritten.

Ähnliche Töne findet Calvin ein Jahr darauf im Widmungsschreiben zum Hebräer-Kommentar, das an König Sigismund August von Polen gerichtet ist. Und noch fünf Jahre später stehen in einem Ermunterungs­schreiben an diesen eifrigen Fürsten, der seinen Beicht-

68

vater zum Ankauf reformatorischer Schriften auf lange Reisen sandte, die Worte: „Es war ein ganz außer­ordentliches Amt, das Gott uns auferlegt hat, indem er unser Wirken zur Reformation der Kirchen brauchte.“ Auch wenn Calvin weiß, daß Gott der „Hauptbaumei- ster“ ist, will Gott doch „nicht, daß wir als müßige Zuschauer seiner Wundermacht dasitzen“.

Gegenüber dem sich im Trienter Konzil wieder sam­melnden Katholizismus, über den als eine „Theater- Versammlung von „Drei-Groschen-Bischöfen“ zu spot­ten leichter fiel — in dem Widmungsschreiben zu den katholischen Briefen an Eduard VI. —, als seine Wir­kung zu übersehen, boten die über die Länder hin ver­streuten, in sich gespaltenen protestantischen Gruppen den Anblick eines „aufgelösten Reisigbündels“, in das der „Antichrist zu Rom“ und seine Trabanten „kühn- lich mitten dreinfahren“ konnten. Aus dieser Erkennt­nis heraus ist Calvin zum Vorkämpfer protestantischer Einheit geworden.

Er hat es in seiner Lebensrückschau — im Vorwort zum Psalmen-Kommentar — nicht begreifen können, wie der Vertreter der Lutheraner, Westphal, „das Wet­ter von der eisigen Nordsee her“ bei seinem Angriff nicht bemerkt habe, „daß sie einem Mann, der sich eifrig Mühe gibt, die gemeinsame Sache zu verteidigen, und dem sie dabei zu Hilfe kommen sollten, in die Flanke und in den Rücken fallen“; schon „die Wut der Papisten, die sich in maßlosem Fanatismus gegen mich wendet, müßte selbst ihren größten Haß gegen mich stillen“. Ja, Calvin hat es als seinen „Hauptwunsch, ehe uns der Herr in sein Himmelreich holt“, bezeichnet, daß ein aus gleichendes Religionsgespräch zwischen dem Schweizer Lager und den Lutheranern zustande kom­men möchte, „um die Übel, die wir dann nicht heilen können, doch weniger hart zu spüren“. Des Abend­mahlszwistes hat er nur mit tiefer Wehmut hier ge­dacht.

69

Noch 15.57 konnte Calvin schreiben: „Selbst das/lf/gs- bnrgische Bekenntnis weise ich nicht ab, das ich längst gern und willig unterschrieben habe, so wie sein Ver­fasser selbst es ausgelegt hat.“ Er war es, der immer wieder — auch gegen den Willen der „hochmütigen Zürcher“ — die Hand zum Unionsgespräch bot, ja Bezas im gleichen Jahr unternommenen Versuch in Deutschland gegen die Vorwürfe Bullingers stets ge­deckt hat. Freilich, als er erleben mußte, wie die Luthe­raner seiner ersten französischen Flüchtlingsgemeinde in Straßburg auch den Kirchenraum nahmen, wie West- phals Angriffe immer maßloser wurden, man ihn von dieser Seite glatt mit dem Schwärmer Sdiwendcfeld in eine Linie rücken wollte, hat auch er seine Erbitterung nicht immer zügeln können. Als Versuche im Gange waren, die Evangelischen Frankreichs auf das Augsbur­ger Bekenntnis festzulegen, hat er dies Bekenntnis als ein Unglück für sie bezeichnet, „das nicht Fleisch noch Fisch ist und schon viel Spaltungen und Händel unter den Deutschen verursacht hat“.

Auch bei seiner Arbeit als Einiger der Kirche hat Calvin wiederum angefangen im kleinen Kreis der Genfer Gemeinde, bevor er sich zum Wortführer — man kann schon sagen — des ganzen evangelischen Abend­landes machte. Wir haben schon davon gehört, wie er die Brüderschaft der Pastoren zu einem einheitlichen Kampf trupp heranbildete, der dann ungern einen aus seiner Mitte scheiden sah, wie Calvin es von Houbraque bezeugt, der nach Frankfurt abgeordnet wurde. Unter wie vielen Schriftstücken zeichnen nicht die „Pfarrer der Genfer Kirche“ gemeinsam mit ihren Namen, wenn Calvin nicht zugleich „im Namen der Brüder“ zu unter­schreiben ermächtigt war!

Leicht wurde es Calvin auch nicht gemacht, wenigstens die Schweizer Nachbarkirchen zu einen. Diese waren anfangs stark durch Calvins Widerspruch verschnupft, den er angemeldet hatte, als jemand Zwingli als etwas

70

gar zu Einzigartiges hingestellt hatte. Später waren die Berner stets die ersten, die aus Genf Verbannte auf- nahmen, einen Bolsec nicht minder wie einen Perrin, zu dessen Wiedereinsetzung 1547 sie sogar eine Ge­sandtschaft in Bewegung setzten. Nicht nur Calvins Lehre von der göttlichen Vorherbestimmung fand hier stets sehr bedenkliche Hörer, auch die Abendmahlsge­meinschaft mit der Genfer Kirche untersagten sie 1555 ihren Bürgern ausdrücklich. Mehr Freude erlebte Cal­vin nach und nach mit den Zürichern. Dadurch, daß auch er zu kleinen Zugeständnissen gegenüber dem selbständig urteilenden Bullinger bereit war, kam es dahin, daß 1549 die „Zürcher Übereinkunft“ (Consen­sus Tigurinus) zwischen den beiden Kirchen zustande kam, die dann die Grundlage für ein gesamtkirchliches Handeln gegenüber den zahlenmäßig überlegenen ka­tholischen Kantonen abgab, das z. B. im Gutachten aller protestantischen Kantone im Servet-Prozeß von ausschlaggebender Bedeutung wurde.

Hier erntete Calvin die Früchte der Gesinnung, die er einstmals dem Eiferer Zebedee mit seiner Mahnung einzupflanzen sich bemüht hatte, als er — noch aus Straßburg — schrieb: „Aber es braucht nicht aus jeder Verschiedenheit der Meinungen ohne weiteres eine Trennung zu folgen, vielmehr, auch wo Dich Dein Ge­wissen nötigt, irgendwie von der Meinung anderer ab­zuweichen, mußt Du Dir doch Mühe geben, daß eine brüderliche Gesinnung zwischen Dir und ihnen bleibt. Denn wir dürfen uns nicht leichthin von denen trennen, die der Herr zur Gemeinschaft an seinem Werk mit uns verbunden hat“ und selbst bei der Erinnerung an seine eigene — etwa die katholische? — Vergangenheit hinzufügt: „Guter Gott, worauf komme ich zurück? Mit keinem andern Gefühl mußten wir einst uns von Die­nern Christi trennen, als ob uns das Herz aus dem Leibe gerissen würde. Und nun soll’s fast ein Spiel sein, nicht irgendein Glied, sondern die wichtigsten

71

Lebensorgane von unserer Genossenschaft abzuschnei­den? Das überlege bei Dir . . Und ein andermal: „Lieber Farel, wenn sich doch alle daran gewöhnen wollten, das Kreuz zu tragen und die kleinen Ärgernisse zu überwinden! Das müssen wir vor allem tun, damit sich die Jünger Christi nicht wundern, daß überall die Verhältnisse in Verwirrung und Unordnung geraten sind.“ Und nach Frankfurt: „Denn wenn schon Zwistig­keiten und Zank zwischen gewöhnlichen Gemeindeglie- dem ein Verderben der Kirche sind, was ist’s erst, wenn die Boten des Friedens im Streit liegen! Gerade des­halb tut eilige Hilfe not, weil sonst zu befürchten ist, daß der Übelstand wächst und dann nicht mehr abge­stellt werden kann ..daß jeder zu Hilfe eile, wie wenn es gälte, ein Feuer zu löschen, das alles in Brand stecken möchte . . . Noch lieber wäre es mir, hoffen zu dürfen, daß jeder, wenn er sieht, wie ich mich mühe, za einen, was entzweit ist, ohne jemand persönlich zu verletzen, schließlich meine Verwendung in dieser Sache gern sehen wird.“

Auch wenn Calvin in letzterem Fall eine derzeit doch recht beschwerliche Reise nicht scheute, war sonst sein Mittel, seinen Einfluß weitere Kreise erreichen zu las­sen, neben seiner schriftstellerischen Tätigkeit ein aus­gedehnter Briefwechsel. Er ist uns von seinen Anfän­gen, den Freundesbriefen aus der Universitätszeit, bis zu der Korrespondenz mit den Hugenottenführern, wie etwa de Coligny, in den letzten Lebensjahren als ein Denkmal rastloser Arbeit zum Wohle der Evangeliums­ausbreitung erhalten.

Jede freie Minute am Tage, eine halbe Stunde vor dem Kolleg, vor der Predigt, die Zwischenzeit zwischen verschiedenen Besuchen, widmet Calvin seiner Briefpost. Geht am andern Morgen der Bote, wird der Abend dieser Tätigkeit eingeräumt. Oft erfährt Calvin erst am Morgen, daß mittags eine Gelegenheit, Post mit­zugeben, sich bietet; auch dann greift er noch rasch zur

72

Feder, um für die Freunde einige Neuigkeiten oder Wünsche aufs Papier zu werfen. Man muß die Schwie­rigkeiten in Anschlag bringen, zuverlässige Boten zu finden, als da sind reisende Amtsbrüder, Studenten, Buchhändler, überhaupt Kaufleute jeder Art oder be­sondere berittene Boten, bei denen am „Botenlohn nicht gespart“ wurde; hinzu kam, was Calvin einmal den Böhmischen Brüdern schreibt: „Es ist Euch ja wohl be­kannt, wie schwer es ist, bei solcher Entfernung einen Briefverkehr aufrechtzuerhalten.“ So betrug die Reise­dauer eines reitenden Boten von Genf nach Wittenberg — wie Calvin einem Pariser Parlamentsrat im Jahre 1545 vorrechnet — zwanzig Tage; sollte eine Antwort auch sofort dort erfolgen und würden nur vier Rasttage eingeschaltet, so ergäbe das günstigenfalls den Eingang der Antwort nach ein und einem halben Monat!

Aller solcher Schwierigkeiten ungeachtet sind heute noch rund einundeinviertel Tausend Calvin-Briefe er­halten, „die jedoch wohl nur den kleineren Teil der von ihm geschriebenen darstellen; schon allein die in der Korrespondenz erwähnten, aber nicht mehr erhal­tenen Briefe ergeben eine recht hohe Zahl“, urteilt ein Fierausgeber. Die Schwierigkeiten wuchsen noch da­durch, daß bei günstiger Botengelegenheit an entfern­tere Orte gleich mehrere Briefe auf einmal geschrieben sein mußten. So hat Calvin am 29. Dezember 1555 fünf längere, recht grundsätzlich gehaltene Schreiben an ver­schiedene polnische Adlige und kirchliche Würdenträger geschrieben.

Für diese Fälle besonders und auch sonst stand ihm eine Hilfe der Art zur Verfügung, daß er zeitweise einen Privatsekretär beschäftigte, dem er Briefe dik­tierte. Außer dem erwähnten Charles de Joinvilliers sind uns de Bude, von dem Calvin allerdings ge­legentlich äußert: „Es ist zwar ein sehr guter Mann, vor kurzem noch Sekretär des Königs (von Frankreich), der mir seinen Dienst anbot, aber nun seiner Braut,

73

die aus Frankreich hierher gekommen ist, sich mehr widmet, als daß er für mich viel Zeit hätte“, und endlich des Gallars in solcher Stellung bekannt; letzterer war später gleichzeitig im Pfarramt tätig. Audi Calvins Bruder Antoine, der in Genf einen Buchhandel begann, hat seinem großen Bruder zeitweilig, und nicht bloß in Straßburg, diesen Dienst getan; die letzten Briefe aus des Todkranken Mund, mühsam den Schmerzen abge­rungen, sind wiederum von ihm aufgeschrieben.

Auch Kopien pflegte Calvin sich von seinen Schrei­ben, besonders wenn es sich um grundsätzlich gehaltene Gutachten handelte, anzulegen. 1561 konnte er noch die „Kopie eines Briefes, die unser Bruder des Gallars vor mehr als vierzehn Jahren geschrieben hat“, an Jeannc d’Albret, Königin von Navarra, senden, um sein da­maliges Urteil, das er gegenüber ihrer Mutter über einen üblen Burschen abgegeben hatte, zu belegen. Auch dieser Brief trägt die Unterschrift, deren sich Calvin bei hochgestellten Persönlichkeiten, die er durch einen abgefangenen Brief nicht bloßstellen wollte, bediente: „Ihr untertäniger Diener Charles d’Espeville.“

Als die „Hoffnungsstadt“, die doch wohl in diesem Pseudonym mit angedeutet sein soll, mußte Genf durch Calvins Wirken allerdings je länger je mehr weit über die Stadtbannmeile hinaus allen denen erscheinen, die der neuen Religionsform zugetan waren. Ständig wuchs die Zahl der dorthin Flüchtenden; die Einbürgerungs­ziffern geben genügend Aufschluß. Selbst in dem letz­ten Krisenjahr 1555 wurden „von den französischen Refugianten, die schon lange hier wohnten, und deren gute Gesinnung bekannt war, etwa fünfzig“ ins Bürger­recht aufgenommen; drei Jahre darauf sind es aber bereits dreihundert, was Calvin zu der Bemerkung An­laß gibt: „Die Stadt wird bald die Zahl der Zuströ­menden nicht mehr fassen. Aber eher — darauf baue ich — wird man den Mauerring erweitern als Kinder Gottes ausschließen.“

74

Nicht nur Franzosen kamen, auch die Italiener bilden im Laufe der Jahre eine eigene Gemeinde mit eigener Kirche; zu ihren Gliedern zählten hohe Adlige wie der Marchese de Vico Galeazzo Caraccioli, der seine katho­lisch gebliebene Gattin in Neapel zurückließ und nach Genf zog. Freilich, nach dem Fortgang des Predigers Pietro Vermigli nach Zürich machte diese Gemeinde Calvin noch allerhand Sorgen, so daß im Jahre 1558 alle Glieder ein Bekenntnis vor dem Konsistorium ab­zulegen gezwungen wurden. Die Socinianer und Leug­ner der Trinität in Polen waren vielfach von hier aus­gegangen und dankten Calvin und seiner Stadt die gastliche Aufnahme sehr wenig freundlich.

Aber Genf war nicht nur Freistatt, sondern in noch verstärktem Maße Ausfalltor. Dafür sorgte nicht allein die erhöhte Zahl von Drudepressen, die zuzeiten z. B. ein Buch Calvins in vierzehn Tagen auslieferungsfertig machten; dafür sorgte nicht nur die nie abreißende Kette von Boten, die von hier ausgingen, sondern dafür sorgten vor allem die Prädikanten, die von dieser Stadt in alle Welt, vorzüglich aber nach Frankreich, gesandt wurden.

So konnte Calvin einem der drei Pfarrer, die in Genf 1555 ihre Ausbildung erhalten hatten, von denen der eine nach Poitiers, der andere nach Loudun und der dritte nach Angers ging, unter anderem folgende Ein­führungsworte mitgeben: „Sehr liebe Brüder, wir dan­ken Gott, daß er Euch sogar den Mut gegeben hat, Euch in einer so heiligen Vereinigung zu bestärken durch die Hilfsmittel, die er uns in seiner Kirche eingesetzt hat. . . Da wir nun unsererseits Euren guten Willen sehen, so haben wir nach Anrufung des Namens Gottes diesen Bruder erlesen und erwählt, den wir Euch hier vorstel­len als Euren Diener am Worte Gottes . . .“ Später steigert sich diese Arbeit noch. 1561 berichtet Calvin nach Zürich: „Von allen Seiten verlangt man Pfarrer von uns, nicht minder eifrig, als man bei den Papisten

75

nach Pfründen strebt . . . Wir haben schon längst sogar aus den Handwerkerstuben den letzten Mann aufbieten müssen, der auch nur ein wenig literarisch und theolo­gisch gebildet erfunden wurde.“

Finanziell und geistig mußte vom Hinterland Genf Nachschub geleistet werden. Die zahllosen Sendschrei­ben an einzelne Gemeinden in Frankreich, doch nicht nur dort, beweisen dies. Orte wie Lyon, Orleans, Mont­pellier wären hier zu nennen, aber auch Wesel und Frankfurt am Main. Wie nicht anders zu erwarten, ist diese Verbindung am stärksten zwischen Genf und Paris. Ein langer Weg, von Märtyrern als Ehrenspalier gesäumt, führt dahin, daß im Jahre 1559 die erste französische Nationalsynode in Paris gehalten werden kann, die Calvin mit dem Gebetswunsch begleitet: „Gott wolle zur Leitung Eurer Geister seinen Geist spürbar den Vorsitz in der ganzen Versammlung füh­ren lassen.“ Nach Zweibrücken kann Calvin noch vor Ausbruch des ersten Hugenottenaufstandes berichten: „Die Gemeindlein, die über ganz Frankreich zerstreut sind, schützt Gott in wunderbarer Weise, ja mitten unter dem furchtbaren Drohen der Feinde läßt er sie wachsen, wie man es nie zu hoffen gewagt hätte. Unser Macard ist in Paris und tut dort stets unermüdlich seine Pflicht; auch weicht er nicht, wenn er nicht mit Gewalt vertrieben wird; ebenso sind seine drei Kolle­gen gesinnt. Nach Bourges haben wir wieder jemand gesandt, nicht, um Martin zu ersetzen, sondern bloß, um ihm einen Teil der Last abzunehmen; denn einer allein ist der Arbeit nicht mehr gewachsen. Überall wächst die Zahl der Evangelischen, und allerorten wer­den heimliche Versammlungen gehalten. Ich fürchte, man wird bald von einer schärferen Verfolgung hören.“ Wegen der erhöhten Gefahr mußten auch in Paris die Pfarrer öfters ausgewechselt werden; im gleichen Jahre madien sich Arnaud, Gilbert und des Gallars zur Ablösung de Morels bereit, der nach Macard die Pari-

76

ser Gemeinde betreut hatte. Das Jahr darauf ist dieser treue Arbeiter in Paris von Calvin selbst zur letzten Ruhe in Genfer Erde bestattet. Wieder zwei Jahre später ist der Genfer Professor Beza nicht nur Bote und Berater im hugenottischen Prinzenlager, sondern als Feldprediger „ermahnt er vor der Schlacht die Sol­daten tapfer, vor ihren Reihen stehend wie ein Banner­träger“. Es war das gleiche Jahr, in dem Calvin einem aus Bourges nach Genf gekommenen Studenten ins Stammbuch unter die Betrachtung über Matth. 10, 34 bis 36 die Worte schrieb:

„Hochberühmt sei Frankreich!

Christus ist Sieger, Christus ist König,

Christus ist Herrscher.“

Daß dieses Königtum. Christi auch vor den Thronen der weltlichen Herrscher nicht haltmache, ist Calvins Tat gewordene Überzeugung. Was sein Vorwort zur „Institutio“ an Franz I. in ihrem Schlußsatz schon 1539 aussprach, hat ihm sein Leben lang die Feder geführt. Wandte sich Papst Paul III. in „Väterlichem Rat an Karl V.“, so widerlegte Calvin diese Schrift und suchte durch Boten und Briefe den deutschen Fürsten ein an­deres Bild der Lage zu geben. So hat er durch die Wid­mungsschreiben seiner Werke überhaupt, wo immer sich ihm eine Gelegenheit bot, den Hochgestellten die Ver­antwortung dieser Lage, in die Gott sie gestellt, klar- gemacht. Sei es nun, daß eine alte Schulfreundschaft ihm die Tür ins fürstliche Burgzimmer öffnen mußte, wie im Falle des kaiserlichen Rates Nidbruck in Wien zum Erzherzog Maximilian, sei es, daß ihm von be­freundeter Seite der Gedanke nahegelegt wurde, wie beim Brief an den Prinzenerzieher John Cheke in Eng­land. Die süddeutschen, selbst die sächsischen und däni­schen, polnischen und englischen Höfe nicht minder wie der italienische Hof zu Ferrara und der französisch- spanische zu Nörac werden sich alle kaum eines größe­ren Hofpredigers zu dieser Zeit entsinnen können, als

77

es der durch seine Zuschriften bei ihnen aus- und ein­gehende Calvin gewesen ist.

Doch nicht nur darin, daß er auch diese Großen vor Gottes Thron zog, auch nicht dadurch, daß es zwei cal- vinische Prediger waren, die von Paris aus nach Bra­silien gingen, um die dortigen Kolonieinsassen zu be­treuen und auch „die Kirche Gottes zu mehren durch Gewinnung der Eingeborenen für die Erkenntnis der Wahrheit“, hat Calvin die Größe und Weite dessen dargetan, was er im Genfer Katechismus als Erklärung des Glaubensbekenntnisses so ausdrückt: „daß es eine Kirche sei, die über die ganze Erde verbreitet ist, nicht mehrere“, sondern vorzüglich durch seine Liebe, die er den abseits stehenden, glaubensverwandten kleineren Kirchengruppen der Böhmischen Brüder und der Wal­denser schenkte.

Schon in Straßburg hat er sich für beide interessiert, durch ein an Butzer gesandtes Glaubensbekenntnis einerseits und durch seinen zu den Waldensern gegan­genen Verwandten Olivetan andererseits hierzu ange­regt. Noch im Jahre 1560 konnte ein Abgesandter der Briider-Unität u. a. folgende Zeilen mit nach Böhmen nehmen: „Erstens danken wir Euch herzlich, daß Ihr es nicht verschmäht habt, die Brüder zu uns zu senden, um Eure Liebe zu uns und Euren Wunsch nach brüder­licher Einigung zu bezeugen und sozusagen zu verbür­gen; wir nahmen diesen Liebesdienst an, da er aus auf­richtigem Eifer um die evangelische Sache stammt. Es ist unser Wunsch, daß Ihr ebenso überzeugt seid von unserm Willen zur Pflege heiliger Einigkeit.“

Mehr konnte Calvin für die hart bedrängten Wal­denser tun; 1556 klopfen deshalb in einer Woche zwei Abordnungen aus den piemontesischen Waldtälern an seine Tür. Als ein Jahr darauf nach Philibert Emanuels. des Savoyers, Sieg bei St. Quentin die Verfolgungen und der Widerstand auf seiten der Drangsalierten steigen, weiß Calvin den Kopfpreis von „fünfzig Gold-

78

gülden“, den das Turiner und Grenobler Gericht für einen „Diener am Wort oder Schulmeister“ auszahlt, nach Zürich zu berichten. Als aber 1561 der Savoyer durch die Türken an seiner Landesgrenze in Nizza arg bedrängt wird, wagen die Täler den offenen Aufstand; und wenn sie auch um Haus und Habe kommen, hat ihnen doch die Kollekte, die Calvin für sie in der Schweiz in demselben Sommer betrieb, etwas im Mate­riellen und die erkämpfte Glaubensfreiheit im Ideellen diese Mühsal gelohnt.

Leider hat sich kein Schreiben erhalten, daß wir er­kennen könnten, mit welchem Eifer Calvin die Glau­benstreue dieser Bergbauern vor ihnen selbst gerühmt und sie angespornt hat, mit welchem Ernst und welcher Treue er ihnen als Seelsorger zur Seite gestanden ist.

Doch diese Eigenschaft hat er an so viel andern Bei­spielen, bei den Märtyrern in Paris und Lyon und wo sonst immer, bewiesen, daß man sagen kann, hier erlebt seine Arbeit erst ihre Krönung. Hier, wo es galt, in der Zucht des Glaubens zum größten Opfer heranzureifen, sah er seine Saat die Früchte bringen, sah er seinen Glauben in andern die Feuerprobe bestehen. Nirgends mehr als hier fühlte er sich darum auch berufen, diesen Glaubensbrüdern als der Bruder Seelsorger zur Seite zu sein.

Man könnte einwenden: Calvin hat leicht reden; er saß sicher in Genf. Wir erteilen Calvin wiederum selber hierzu das Wort: „Was nun den Vorwurf der Untreue angeht, den Sie mir machen, und zwar so scharf, als hätte ich alle meine Überzeugung widerrufen, so muß ich Ihnen erklären, Madame (Marguerite de Valois), daß Sie schlecht unterrichtet sind; denn unser Herr hat mich nie dahin gebracht, daß man das Martyrium von meinem Glauben verlangte. Ich will mich nicht rühmen, als hätte ich es gekonnt, wenn es ihm gefallen hätte, mich in der Art zu prüfen; aber daran zweifle ich nicht, da er mir die Treue gegeben hat, mein Leben in Gefahr

79

zu bringen, um eines Menschen willen, bloß in Gedan­ken an Gottes Wort, so würde er mir auch mit seiner Kraft beigestanden haben, wenn es sich darum gehan­delt hätte, seinen Namen zu verherrlichen.“

Nicht als ein Belehrender, nur als einer, der „je und je mit Euch kämpft im Gebet und sorglichem Mitleid“, hat Calvin den Lyoner Studenten und Kaufleuten 1553 zur Seite gestanden; er wollte auch an ihrem Glaubens­bekenntnis „kein Wörtlein dazu- oder davontun“, son­dern hat es zur eigenen Erbauung und mit ehrfürch­tigem Staunen über das Wirken des Geistes selber ge­lesen. Ganz versetzt er sich in ihre Lage, ihre Hoff­nungen, die jetzt so plötzlich ihre Richtung ändern müs­sen, „daß Ihr im Blick auf die Krone im Himmel be­reit seid, ohne Bedauern alles, was von der Welt ist, zu verlassen“. Er will ihnen auch nicht eher wieder schreiben, bis menschlich alle Möglichkeiten zu ihrer Be­freiung erschöpft sind. Nicht er betet zusammen „mit allen Kindern Gottes, wie es ihre Pflicht ist, für Euch“, sondern er empfiehlt sich ihrer Fürbitte, er unterzeich­net den Gruß als „Bruder in Demut“.

Nicht nur den Kaufmann, der hier auch durch seine vor ihm auf die Knie sinkende Mutter nicht zum Wider­ruf zu bringen war, hat Calvin darum gerühmt, auch später hat er als kostbares Vermächtnis genau festge­halten, wie der auf persönlichen Befehl Heinrichs II. verhaftete Parlamentsrat Anna du Bourg am 21. De­zember 1559 ein Beispiel evangelischen Märtyrertums gegeben hat: „Das ehrfürchtige Wesen und die Würde des Mannes ließ seine Richter lange mit der Entschei­dung zögern. Schließlich zwang sie ein Befehl des Kar­dinals, die Todesstrafe über ihn zu verhängen. Als das grausame Urteil auf Verbrennung bei lebendigem Leibe ausgesprochen wurde, warf er sich auf die Knie und dankte Gott dafür, daß er ihn solcher Ehre würdig er­achte, zur Verteidigung seiner ewigen Wahrheit sterben zu dürfen. Vier Stunden harrte er heiteren Angesichts

80

auf den Tod. Als er auf die Hinrichtungsstätte gebracht wurde, konnten, obwohl vierhundert Gardisten ihn um­gaben, doch einige beobachten, wie er, als ob’s zum Schlafen ginge, selbst Rock und Wams ablegte; als der Henker ihm eine Schlinge um den Hals warf, sagte er, das sei nicht nötig; denn er sollte, wie üblich, am schwa­chen Feuer geröstet werden. Der Henker antwortete, er habe anderen Auftrag, durch Erdrosselung seine Qual zu kürzen. Er hatte sein letztes Gebet schon gesprochen; aber nun warf er sich nochmals auf die Knie und dankte Gott. Seit seinem Tod sind nun schon fast anderthalb Monate vergangen; seither sind schon wieder mehrere andere verbrannt.“

Nicht nur diesen Blutzeugen hat Calvin als Seelsor­ger beigestanden, auch die, die sonst ihre Not ihm offenbarten, hat Calvin aufzurichten verstanden. Nicht zuletzt wäre hier der erst durch seinen Tod ein Ende nehmende Briefwechsel mit Renata von Ferrara zu nennen, deren Lebensschicksal einem seelischen Mar­tyrium glich. „Ich denke, Sie werden nicht vergessen haben, was ich früher schon Ihnen darüber sagen mußte, zu meinem großen Leidwesen, aber um der Ehrerbie­tung willen, die ich Ihnen gegenüber hege, und um der Sorge willen, die ich mir um Ihr Seelenheil mache.“ Auch ohne nähere Erläuterung des Zusammenhangs zeigt solch ein Satz, in welchem Sinne hier ebenso unbe­stechlich wie feinfühlend geredet wird. Später ruft er der vom eigenen Sohn um des Glaubens willen des Hofes Verwiesenen zu: „Jesus Christus ist es wert, daß Sie seinetwegen sowohl Frankreich als Ferrara verges­sen.“ Dies ist ein Seitenstück zu jenem männlichen Wort an jenen männlichen Bekenner und Heerführer Admi­ral de Coligny: „Jeder muß dahin gehen, wohin er ge­rufen wird, auch wenn ihm keiner folgt.“ Am 4. April 1564 schreibt Calvin seinen letzten Brief an Renata. Die Schlußworte, voller Innigkeit und gefaßtem Ab­schiedsweh, lauten: „Indem ich mich, Madame, Ihrer

81

Gewogenheit ergebenst empfehle, bitte ich den Vater im Himmel, er wolle Sie behüten, Sie stets mit seinem Geiste leiten und Sie in gutem Glück erhalten.“

Kaum einen Monat später schreibt Calvin an den achtzigjährigen Farel am 2. Mai 1564 einen gleichen Brief: „Leb wohl, bester, trefflichster Bruder, und wenn Gott will, daß Du mich überlebst, so lebe eingedenk unserer engen Freundschaft, die, wie sie der Kirche nützlich war, so auch uns im Himmel Frucht bringen wird! Mache Dir keine Mühe meinetwegen; ich kann schon nur noch röcheln und warte beständig darauf, daß mir der Atem ausgeht. Genug, daß ich Christo lebe und sterbe, der den Seinen Gewinn ist im Leben wie im Tode. Nochmals, leb wohl samt den Brüdern!“

Man würde ein Lebensbild Calvins verzeichnen, wenn nicht an einer Stelle noch diese herzandringenden Töne des Menschen Calvin zu Gehör gebracht wären. Es sind nicht nur seine letzten Tage, die durch die Freundschaft verklärt werden. Wen ergriffe es nicht, wenn er Calvin in den auf seinen ausdrücklichen Wunsch sich in seinem Hause zum jährlichen Gastmahl sammelnden Kreis der Brüder am 19. Mai tragen lassen sieht und, nachdem er das Tischgebet gesprochen, sich in völliger Erschöpfung lächelnd mit den Worten in seine Kammer zurücktragen und verabschieden hört: „Die eine Wand hier wird nicht hindern, daß ich im Geiste bei Euch bin“!

Es gibt kaum einen menschlich auffälligeren Wesens­zug bei Calvin als die Treue, die er seinen Freunden gegenüber gewahrt hat, und die Anhänglichkeit, die ihm dafür von fast allen, mit denen er je auch nur flüchtig zusammenkam, bezeugt wurde. Das beweisen sowohl seine Erstlingswidmungen an Gönner und Leh­rer, das tut auch — um nur eine aus der großen Zahl der Freundschaften mit Butzer, Bullinger, Beza, Farel, Viret, de Normandie und wie sie sonst heißen, heraus­zugreifen — sein Briefverkehr mit Melanchthon ein­deutig dar. Calvin duldet es, daß dieser ihn hinter

82

seinem Rücken schmäht; es macht nichts, Calvin schreibt ihm wieder; es macht nichts, daß drei Jahre überhaupt keine Antwort eintrifft; Calvin schreibt genauso erfreut über das neuerliche Freundschaftszeichen wieder. Ja, nach dem Tode des Freundes hat er sich leidenschaftlich dafür eingesetzt, daß der Name dieses Mannes nicht im Kampf der Parteien zerfetzt und herabgesetzt würde. So hielt Calvin Treue.

Die Freundschaft ist auch die einzige Erholung ge­wesen, die, außer der kurzen Ehezeit, menschlich dem von einer Krankheit in die andere Fallenden beschieden war, ja, die von ihm gesucht wurde. Er, der seinem Hausarzt Textor, wie wir sahen, ein Buch als Dank für die treue Pflege seiner dahinsiechenden Frau widmete, hat selber diese Hilfe gar zu oft benötigt. Fast ständiger Kopfschmerz, Wechselfieber, Rheuma und „haselnuß­große Nierensteine“, ja ein wahrer „Steinbruch“ von ihnen, bis endlich ein Lungenbluten den Beginn der Schwindsucht ankündigte, sind die menschliche Natur, der Calvins Arbeitsleistung abgerungen sein wollte. Wenn Calvin einmal scherzend sagte: „Auch ich bin belgischen Stammes“, so kann dies als Nachweis der Herkunft dieser Zähigkeit vielleicht belangvoll sein, wenn nicht auch hier jenes an de Coligny gerichtete Wort Calvins Geltung hätte: „Freilich, um sich zu standhaftem Dienst zu stärken, müssen Sie höher hin­auf schauen als auf diese Welt.“

Am 27. Mai 1564 starb Calvin, nachdem er zuvor Abschied vom Genfer Rat und der „Venerable Com­pagnie“ genommen hatte, betrauert von mehr Menschen als den Einwohnern einer ganzen Stadt. Einige Wochen nach seinem Tode wußte man die Stelle auf dem Genfer Gottesacker nicht mehr genau zu bezeichnen, wo sein Leib zur letzten Ruhe gebettet ist, da eine besondere Kennzeichnung auf ausdrücklichen Wunsch des Verstor­benen unterblieben war. Doch sein Werk war nicht untergegangen.

33

Das Genfer Reformationsdenkmal stellt Calvin in­mitten seiner Freunde dar: Rarei, Beza, Knox stehen ihm zur Seite; in ihren Händen und in ihrem Geiste ruhte der Ertrag seiner Arbeit. Durch den ersten hatte er sich in die Arbeit rufen lassen, der zweite führte sie am Orte weiter fort, und der dritte endlich trug sie übers Meer in fremde Lande hinaus.

Die Reformierten Kirchen in aller Welt hören noch heute auf Calvins Wort, das doch nur Hinweis sein will auf Gottes Wort selbst, wie es in Jesus Christus Erfüllung und lebendige Mitte findet.

84

Zeugen des gegenwärtigen Gottes

Band

1. E. Senf: Friedrich von Bodel- schwingh. Der Vater des Be­thel-Werkes.
2. W Busch: Pastor Wilhelm

Busch. Ein fröhlicher Christ.

1. A. Münch: Johann Christoph Blumhardt. Ein Zeuge der Wirklichkeit Gottes.
2. F. Seebaß: Carl Hilty. Jurist, Historiker und Christ.
3. E. Bunke: Samuel Keller. Got­tes Werk und Werkzeug.
4. M. Wurmb von Zink: Was ich mit Jesus erlebte.

7/8 F. Seebaß: Matthias Claudius. Der Wandsbecker Bote.

9/10 F. Seebaß: Mathilda Wrede.

Die Freundin der Gefangenen und Armen.

11 M. Spörlin: Heinrich Jung-

Stilling. Wanderer an Gottes Hand.

12/13 F. Seebaß: Paul Gerhardt. Der Sänger der evang. Christen­heit.

1. F. Seebaß: Johann Sebastian Bach. Der Thomaskantor.
2. A. Roth: Eva von Tiele-Winck-

ler. Die Mutter der Verein­samten.

16/17 A. Pagel: Otto Funcke. Ein

echter Mensch — ein ganzer Christ.

18/19 C. H. Kurz: Toyohiko Kagawa.

Der Samurai Jesu Christi.

1. E. Bunke: Curt von Knobels­dorff. Der (Herold des Blauen Kreuzes.
2. H. Petri: Henriette von Secken- dorff. Eine Mutter der Kran­ken und Schwermütigen.

22/23 A. Pagel: Jakob Gerhard En­gels. Von der Macht eines wahren Jüngers Jesu.

24 J. Weber: Elias Schrenk. Der Bahnbrecher der Evangelisa­tion in Deutschland.

25/26 A. Jung-Hauser: Markus Hau­ser. Ein Hoffnungsleben.

27/28 F. Seebaß: Ludwig Richter.

Künstler und Christ.

Band

29/30 A. Pagel: Ludwig Hofacker.

Gottes Kraft in einem Schwa­chen.

31/32 A. Pagel: Gräfin Waldersee,

Tante Hanna, Mutter Fisch­bach. Drei Frauen im Dienste Jesu.

33/34 C. EC. Kurz: Johann Friedrich Oberlin. Der Patriarch des Steintals.

35/36 C. H. Kurz: Franziskus von

Assisi. Der Herold des großen Königs.

1. E. Bunke: C. H. Spurgeon- Pre­diger von Gottes Gnadv
2. W. Michaelis: Nachlese von

jahrzehntelangem Dienst auf dem Acker des Evangeliums.

1. O. Eberhard: Johann Heinrich Pestalozzi. Mensch, Christ, Bürger, Erzieher.
2. F. Rüdersdorf: J. Hudson Tay­lor. Sein Werk und seine Mis­sionsmethoden.

41/42 E. Bunke: Carl Heinrich Rap- pard. Ein Zeuge Jesu Christi.

43/44 A.lHauge: Hans Nielsen Hauge. Der Apostel Norwegens.

45 G. Geiß: Johann Albrecht Ben­gel. Gottesgelehrter und Ewig­keitsmensch.

46/47 A. Katterfeld — W; Ilgenstein: Friedrich Braun. Ein Bau­meister Gottes im Schwaben­land.

48 G. Geiß: Dwight L. Moody.

Vom Kaufmann zum Evan­gelisten.

49/50 F. Seebaß: Friedrich Christoph Oetinger. Denker und Seel­sorger.

51/52 F. Seebaß: Karl Büchsei. Aus den Erinnerungen eines Land­geistlichen.

53/54 J. Weber: Peter Weber. Was eine kleine Kraft vermag.

55/56 H. Bruns: Minna Popken. Eine Ärztin unter Christus.

57/58 H. Bruns: Ernst Modersohn.

Ein auserwähltes Werkzeug Gottes.

59/60 A. Pagel: Alfred Christlieb.

Beter und Schriftforscher.

(Fortsetzung auf der 4. Umschlagseite)

